.germ.
.. atd
1123
Rank, J.

Eine Mutter vom Lande.

Eine

Mutter vom Lande.

Erzählung

von

Josef Rank.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1848.

53. J.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

1.

Nach dem Abendläuten.

Es war am Johannistage im holden Mai; der Flieder in Pahlsens Gärtchen blühte in wonniger Fülle, sein Wohlgeruch erfüllte weitherum die milden Frühlingslüfte, ein Heer von Bienen kam und naschte und floh und kam wieder, und als es Abend wurde, fingen tausend und tausend Johanniskäferchen in dem Dunkel der Zweige ein Illuminiren an, daß der Fliederbusch bald einem Weihnachtsbaum ähnlich prangte. Jedes Käfer-Johanneslein schleppte seinem Namenstage zu Ehren ein Kerzlein auf das Plateau eines Laubes hinaus oder hing es

an den Stengel eines Blattes oder schwenkte es fliegend wie ein Weihrauchfäßchen durch die dunklen Räume ihrer luftigen Lauberhüttenwohnung.

Es wurde dunkler, immer dunkler. Die letzte verspätete Biene surrte ängstlich heim und kam nicht wieder. Es begann das Abendläuten und erlös'te die himmlischen Empfindungen der Menschen aus der irdischen Gebundenheit, sie zogen heimwärts zu den Sternen.

Noch verklangen die letzten frommen Glokkentöne in den Abendlüften; da ging das Pförtlein auf zu Pahlsens Garten, ein Laternenlicht sprang suchend voraus herein, zwei Frauengestalten folgten nach.

Es war die Mutter Pahlsin und das Hoofer-Käthchen.

Seelenvoll schimmerte ihr Angesicht, als Käthchen leise vorwärts schreitend die Laterne hob, um gegen den Flieder hinzuleuchten; ein

breiter Lichtstrom fiel über die duftige Grasfläche hin und beleuchtete einen holden Knaben, der neben dem Flieder lag und schlummerte.

„Ja, er ist dort, er ist's wahrhaftig und schläft noch immer" sagte Käthchen selig bewegt „der Schelm, der goldige Schelm, hat er kein Herz für seine Mutter? Den ganzen lieben Namenstag vertollen und, wenn es Nacht wird, auch noch schlafen unterm freien Himmel — du liebes, liebes Herzenskind, wirst du deine Mutter noch einmal so betrüben?"

Sie sprach das leise, um den Engelsschlummer ihres Kindes nicht zu stören. Lächelnd fuhr sie fort:

„Wenn er morgen früh erwacht, wird er auch kein Sterbenswörtlein wissen, daß ich ihn auf den Armen heimgetragen habe. Merkt man sich so wenig die Mühe seiner Mutter? Ich will ihn fragen, was er von seinem ganzen

Namenstag noch wissen wird; ein seliger Traum und die zerbrochenen Präsentlein werden Alles sein."

Die Mutter Pahlsin stand indessen sinnend vor dem Knaben und sagte nun:

„O Käthchen, wie gerne thät' ich mein Lebelang meine Kinder alle Abend auf meinen Armen heimtragen, wenn's auch weiter wäre als von dem Garten in die Stube, wenn nur das Großwerden nicht wäre und das Verfliegen in die Fremde. Wenn ich alle Abend meine Kinder noch heimtragen kann auf meinen Armen, so bin ich noch die Mutter von meinen Kindern, so hab' ich sie noch, so sind sie noch mein; wenn ich aber einmal die Hand aufmachen muß und sagen: Verfliegt, verflattert, die Welt ist groß und Gott ist überall, da laß ich mir die Hände auf den Rücken binden, da bin ich an drei Zoll Erdboden angeschmiedet, das Herz kann schreien und weinen, wie es will, dem

Kind nach kann die Mutter doch nicht mehr. O Käthchen, freilich hast du das noch nicht erfahren, aber du wirst es noch erfahren. Gott beschütze dich vor Jammer; du wirst das Allerärgste auch verschmerzen mit der Zeit, aber ein rechtes Weh das bleibt es immer. Hier, o Käthchen, diese paar flammrothen Äpfel habe ich in aller Geschwindigkeit in der Schürze mitgebracht, die nimmst du jetzt mit dem Johanneslein nach Hause und morgen, wenn er munter wird, liegen sie auf seinem Bett; die habe das Christkindlein noch spät in der Nacht zum Namenstag gebracht, mußt du ihm sagen — aber nichts, o Käthchen, von seinem Spielen und Tollen heute und von seinem Schlafen hier im fremden Garten."

Käthchen hob den Knaben sachte auf die Arme und sagte selig lächelnd:

„Es ist mein Ernst so nicht gewesen; ich bin froh, daß ich ihn wieder habe. O Nach-

darin, ich habe hier ein Kind, das macht mir viele Freude. So wie mein Johanneslein hängt keines meiner Kinder an der Mutter, so folgt auch keines; um ein liebes Knäblein hab' ich Gott gebeten und einen süßen Engel hat er mir gegeben."

Die Mutter Pahlsin nahm die Laterne auf, welche Käthchen niedergestellt hatte, und sagte seelenvoll, des Knaben Angesicht beleuchtend:

„Ja ja, er ist ein liebes, gutes, frommes Kind. Ich fürchte aber, er wird dir auch einmal verfliegen in die weite Welt und nicht mehr einzufangen sein. O Käthchen, halte ihn bei dir, gib dein Verlangen auf und laß ihn nicht studiren, du siehst's an meinem Walter, wie die Kinder sich verfremden."

Wehmüthig sagte Käthchen: „Ich weiß nicht, was noch geschehen wird. So lang man halten kann, hält man freilich mit seinem Kind zurück, aber endlich muß es doch sein, daß man

es verfliegen läßt. Ich sinnire oft die halbe Nacht darüber. Daheimbehalten oder verfliegen lassen? Ich habe immer nur ein schweres Herz davon. Jetzt hab' ich mein ganz Vertrauen auf einen Schutzengel gesetzt; er wird einmal vorüberstreifen, wenn ich gerade aus der Kammerthür trete oder auf dem Kirchenweg bin, und was er mir ins Ohr sagt, das will ich thun. Vielleicht ist auch das eine Engelsstimme, was ich jetzt schon immer höre: bald klingt es wie in den Lüften, bald hör' ich's in mir selber, ich soll mein Kind studiren lassen. Das wär' mir freilich das Allerseligste. Man gibt die Kinder aus den Händen, aber wenn man sie als geistlich wieder einfängt, da ist Einem doch von seinem Kummer viel vergütet. Und geistlich, das müßte mir Johanneslein schon werden."

Die Mutter Pahlsin lächelte betrübt: „Ja ja, wenn das nur auch so leicht zu schaffen

wäre. Mein Walter ist auch so lange geistlich geworden, bis er hätte anfangen sollen — da hat er auf einmal nichts mehr wissen wollen, hat allerlei Anderes hin und her studirt, hat Alles sehen und hören und erfahren wollen in der Welt und hat es jetzt so weit gebracht, daß wir nicht mehr wissen, was er eigentlich will und weiß; kaum daß er uns seit einem Jahr' einmal ein Brieflein schreibt, sonst wüßten Vater und Mutter kaum, daß er noch am Leben ist."

In ihre Gedanken eine Weile ernst versunken standen die beiden Mütter da; Käthchen ließ ihr Auge unaussprechlich selig auf ihrem Knaben ruhen, Mutter Magdalene blickte nach dem Fliederbusche, der wie ein Weihnachtsbäumchen glimmte, und dachte:

„Wie oft hab' ich auch meinen Walter von dort auf meinen Armen in das Haus getragen; hier haben ihn die Bienen und die

Vögel oft in Schlaf gesungen. Kommt das nimmer, was einmal vorüber ist? O hätt' ich ihn nur einmal noch wie das Käthchen ihr Johanneslein auf meinen Armen — nimmer, nimmer, nimmer ließ ich ihn verfliegen!"

Käthchen senkte ihren Mund auf ihren Knaben nieder und küßte freudig schluchzend zweimal, dreimal dessen frische Lippen:

„Was kränk' ich mich schon jetzt hinab, wann ich mein Kind verlieren soll?" rief sie „Ich hab' es noch und darf es lange noch behalten; ich will nicht allzuviel darüber denken. Gute Nacht, o Nachbarin. Ihr habt recht, ich trag' ihn noch auf meinen Armen heim, er ist noch mein. Was er auch werden wird, er wird mir keinen Kummer machen."

Sie ging und Mutter Magdalene folgte ihr mit der Laterne.

„Gute Nacht" sagte Mutter Pahlsin, als sie vor der Gartenthüre standen. „Gute Nacht"

erwiderte Käthchen „und seid nicht allzusehr betrübt um euern Walter; er wird euch seine Freude schon noch machen, er ist ja auch ein liebes Kind gewesen wie mein Johanneslein.“

Mutter Magdalene blies die Laterne aus und es war nicht mehr zu sehen, ob den zwei Thränen, die ihr in den Wimpern hingen, noch mehre folgten; nur das Gartenpförtlein knarrte bald darauf, ein Zeichen, daß Mutter Magdalene in ihren Garten zurückkehrte, um noch eine Weile unterm freien Sternenhimmel in der Frühlingsabendluft zu weilen. Sie setzte sich nicht weit vom Fliederbusche nieder und dachte an ihren Sohn in Wien. Aus diesem wehmuthsvollen Angedenken rief sie endlich eine Stimme wach, die durch das Kammerfenster kam.

„Wo bist du, Magdalene?“ rief die Stimme „Ich bin schon eine gute Weile da und frag’

nach dir. Etwas Neues bring' ich heim von unserm Walter."

Es war der Vater Pahlsen, der so rief; man kann nicht sagen, daß die Mutter Magdalene ging — sie eilte wie auf Flügeln in das Haus zurück.

2.

Wie ein Söhnlein und ein Sohn heimkommen.

Indessen ging das Hoofer-Käthchen, ihren Knaben auf den Armen, durch das stille Abenddunkel heim und wußte nicht, warum Johanneslein so innig ihren Hals umschlang; sie meinte, er träume nur sehr lebhaft, und drückte selig seine Wange an die ihre.

„Wie heiß auch seine Wangen sind" dachte sie „was mag das gute Kind nur träumen?"

Johanneslein aber schlief und träumte nicht.

Er war schon wach geworden, als ihn Käthchen bei dem Fliederbusche auf die Arme hob: zwei verklärte Stimmen drangen in sein

Ohr und in sein Herz, es tief beseligend, er wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. Jeder Ton der Mutterstimme war ein Paradiesesklang; das heilige Gemüth des Kindes erbebte in namenlosen Freudenschauern, als es hieß: „O Nachbarin, ich habe hier ein Kind, das macht mir viele Freude; um ein liebes Knäblein hab' ich Gott gebeten und einen süßen Engel hat er mir gegeben.“ Als hierauf die Rede auf das Studiren kam und Käthchen sagte: „Aber geistlich, das müßte mir Johanneslein schon werden“ da war das Herz des Knaben nur Ein jubelnder Vorsatz: zu studiren und geistlich zu werden. Als aber Käthchen ihren Mund auf des Knaben Lippen drückte und freudig schluchzend sagte: „Was kränk' ich mich schon jetzt hinab, wann ich mein Kind verlieren soll — was es auch werden wird, es wird mir keinen Kummer machen;“ da glühten Johannesleins Wangen und seine Seele schwelgte in un-

bestimmten Wundern und Herrlichkeiten, die er seiner Mutter, wenn er einst studiren würde, aus der Fremde bringen wollte; tief eingesenkt, unverrückbar stand nun in der Engelseele des Knaben dieses Eine fest: der Mutter niemals einen Kummer zu bereiten. Am liebsten wäre er der Mutter gleich vom Arme gesprungen, um ihr auf der Stelle irgend eine Freude, er wußte selber nicht woher, zu holen, aber es war ja zwischen den lieben Müttern von ihm selbst die Rede und er wagte nicht die Augen aufzuschlagen, viel weniger davon zu springen. Auf dem Heimwege erst, als er allein war mit der Mutter und das Abenddunkel seine offenen Augen nicht entdecken ließ, schlang er selig zitternd seine Arme um den Hals derselben und das war der heiligste Schwur, durch alle Lebenszeit zu halten, was das Knabenherz erfüllte.

O süßes, frommes, heiliges Kindesherz, du reinster Spiegel alles Göttlichen auf Erden,

Aeolsharfe zarter Seligkeiten, Urquell alles Göttlichen im Menschenleben — wohl dir, wenn deinem ersten Lebenspulse schon ein goldiges Mutterantlitz lächelt, du bist nicht verloren mehr, das Heiligste im Leben: Liebe und frommer Sinn, haben Klang und Weihe in der süßen Mutterstimme!

Warum ist ein Kindesherz nicht immer in den Händen guter Mütter, braver Väter, warum sind seine Lehrer so selten nur Vortrefflichkeit und Einsicht, warum ist der Staat, in dem es sehen, empfinden, lernen, streben und sterben muß, nicht Muster aller menschlichen Gesellschaft: den höchsten Zweck des Menschenheils erstrebend, die Seele in allem Großen und Schönen übend, Wissenschaft und Kunst befördernd, die Sinne reinigend und stärkend, Gerechtigkeit für alle gleich austheilend? Das Paradies ist nicht verloren, es wäre wieder da. Warum aber will es immer noch nicht werden? Fängt nicht

deshalb eben die Welt mit jedem Tage neu in Millionen Kinderherzen an?

Als Käthchen mit dem Johanneslein nach Hause kam, dachte sie ein schlafendes Kind im Dunkel zu entkleiden und zu Bett zu legen; aber als sie sich entfernen wollte, schlangen sich des Knaben Arme wieder um den Hals der Mutter und er rief ganz munter:

„Geltet, Mutter, ich studire schon und mach' euch keinen Kummer?"

Käthchen schlug die Hände zusammen und rief: „Bist du denn munter, liebes Kind?"

„Ja" war die Antwort.

Mit einem Freudenschrei der Ueberraschung hob ihn Käthchen wieder aus dem Bette, herzte und küßte ihn, ging in der Kammer einmal hin und her mit ihm und sagte endlich, den Knaben wieder in sein Bettlein legend: „Jetzt ruh' und schlafe aus; wer weiß, was dir das Christkindlein noch bringen wird die Nacht."

Sie konnte aber nicht umhin, geschwinde Licht zu machen und ihrem Knaben, bevor der Schlummer ihm von neuem die Augen schloß, ins liebe Angesicht zu schauen: zwei glühende Wangen und zwei helle Augen lächelten zu ihr empor.

Das war nun wieder ein Moment, in welchem sich der Blick des Mutterauges magisch in das Herz des Kindes schleicht und ohne Worte den tiefsten Segen übt und spricht für alle Lebenstage.

Das Licht war längst verlöscht, die Mutter fortgegangen, Johannesleins Auge aber blickte noch immer lächelnd in die Dunkelheit empor und meinte das verklärte Mutterangesicht zu sehen; selbst in seine Träume hinüber folgte ihm das Bild der Mutter. Nicht viel besser erging es auch der Mutter mit dem Bild des Kindes. Wie ein süßes Heiligthum versank es mit den blonden Locken und den blauen Augen in den

tiefsten Seelengrund des Mutterherzens, um auf ewig da zu ruhen.

Käthchen träumte auch von ihrem Knaben. Ihr war es nämlich, er wäre als Studentchen fortgezogen und viele Jahre später wieder heimgekommen: größer wol gestaltet, aber das Angesicht noch fein und klar und blühend wie aus Knabenzeiten; da wäre aber Mutter Magdalene zwischen sie und ihren Sohn getreten, als sei der Heimgekehrte nicht Johanneslein, als sei er Walter. Es war ein schwerer Traum. Die ganze Nacht war es ein arges Ringen zweier Mütter, die in derselben Gestalt ihr Kind erkennen und um allen Preis behaupten wollen.

Als am nächsten Morgen das Hooferkäthchen ihren wunderbaren Traum der Mutter Pahlsin zu erzählen eilte, fand sie viele Menschen neugierig auf den Beinen, die alle nach dem Hause Pahlsens trachteten; sie fragte

erschrocken und verwundert, was man suche, was es gebe? „Der Mutter Pahlsin ihr Herr Walter" hieß es „ist heute in der Nacht mit einem Studentlein angekommen." Wie eine Freudenbotschaft, die sie selber am meisten anging, lähmte es dem Käthchen unwillkürlich einen Augenblick die Schritte. Die Empfindungen des eben erst gehabten Traumes gingen ihr noch lebhaft durch die Seele, so daß sie wirklich ein geheimnißvolles Bangen fühlte: Walter Pahlsen möchte ganz das Angesicht von ihrem Knaben haben. Doch besann sie sich gar bald und eilte weiter.

Vor Pahlsens Hause waren schon viele Menschen versammelt und es kamen immer noch neue. Die Nachricht, daß Walter in einem eigenen Reisewagen wie ein großer Herr gekommen sei und ein Studentlein und einen Kutscher und Diener mitgebracht habe, hatte die Neugierde der Leute nicht wenig angeregt; aber

man blieb auch sehr bescheiden und feierlich stille in der Ferne stehen und begnügte sich, den Wagen, den der Kutscher eben begoß und reinigte, bewundernd zu begucken oder den schön gekleideten Diener anzustaunen, der eine Cigarre rauchend vor Pahlsens Hausthüre saß und ruhig bald auf die Leute und bald in die Gegend blickte. Die meisten Augen des Dorfes aber waren mit unsäglicher Erwartung auf die Fenster des obern Stübchens gerichtet, wo man wußte, daß jetzt Vater und Mutter Pahlsen, Walter und das Studentlein weilen mußten. Man hörte auch durch die offenen Fenster bald schwächer bald lauter sprechen, bald ein vereinzeltes und bald ein gemeinsames Lachen; man horchte wie auf eine heilige Entdeckung, wenn sich Walters Stimme hören ließ, und war schon froh, nur hie und da ein Wörtlein zu verstehen. Wie er aussehe, das konnte unter allen Herumstehenden nur der Oberknecht

Stedtiners sagen, denn er wär punkt Zwölfe in der Nacht vorübergegangen, als gerade das größte Schreien und Lärmen in Pahlsens Hause gewesen; da habe er den Walter gesehen, wie er ohne Hut bei dem Wagen gestanden und dem Diener Befehl gegeben habe. „Walter“ sagte er „ist nicht zum Erkennen mehr. Er ist größer, aber nicht viel stärker geworden, rund um den Mund und um das Kinn herum hat er einen schönen Bart, er sieht aber nicht mehr gar so schön roth auf den Wangen aus wie als Studentlein. Die kurzen Haare auf dem Kopf“ meinte er „sind zwar beim Teufel, dafür hat er sie viel länger im Rücken hinunterwachsen lassen. Kurz, ich kann euch gar nicht sagen, wie er aussieht, er ist ganz anders geworden, ein ganzer Stadtherr, man hat Respekt vor ihm, daß es Einem von oben bis hinunter durch die Gliedmaßen läuft. Aber seine Mutter hat auch eine Freude gehabt, ich

hab' noch keine Mutter so gesehen. Sie hat nur immer aufgeschrien und dann geschluchzt wie ein Kind und ist dazwischen doch immer aus- und eingelaufen, daß ja Alles recht abgepackt und vorsichtig in das Haus getragen werde; Walter hat einmal nassere Augen bekommen als das andere Mal, er hat die Mutter oft in Arm genommen und gesagt: So habt ihr eine rechte Freude, daß ich wieder einmal hier bin? Nun mich freut es, aber weint nicht mehr, o liebe Mutter. Drauf ist ihm die Mutter Pahlsin wieder an die Brust gefallen und hat vor Freuden nur noch mehr geweint als früher. Wie ich fort bin, ist sie endlich stiller aus und ein im Haus, sie hat so selig und so traurig drein gesehen, es hat mir selbst das Herz erweicht." Indem Stedtiners Knecht mit respektvoll-feierlichen Worten also leise zu denen sprach, welche ihn zunächst umstanden, blickte manche Mutter sinnend vor sich nieder und

dachte, wie schön es sei, wenn ein liebes Kind in der Fremde gewesen ist und glücklich wieder heimkommt; es ist eine Ehre für Vater und Mutter und für die ganze Freundschaft. Die Seligkeit ist gar nicht zu ermessen, die manches Mutterherz im voraus schon empfand, wenn ihr Lieblingssöhnlein einstens auch so aus der Fremde kommen würde wie Pahlsens Herr Walter diese Nacht und andern Tages die Leute so ehrfurchtsvoll vor ihren Fenstern stünden wie jetzt vor Pahlsens Fenstern.

Manche Mutter verlor sich ganz in solchen Träumen, so auch Käthchen; sie dachte an Johanneslein und ging gar wunderlich bewegt nach Hause, indeß die Kühnsten der Versammlung etwas bleich und schüchtern nach und nach sich bis hinauf ins Oberstübchen wagten. Sie wurden freundlich empfangen.

So oft die Thüre aufging, flog ein neuer Verklärungsschein über Mutter Magdalenens

Angesicht, sie ließ einen seligen Blick auf ihrem Walter ruhen und lächelte dann dem Eintretenden entgegen. Aber es fehlte auch nicht, daß immer einige Thränen über ihre Wangen liefen.

3.

Die Wanderung durch den Garten.

Erst gegen Mittag trennte man sich im Oberstübchen.

Mutter Magdalene führte das Studentchen bald darauf in ihrem Garten herum, blieb vor jedem Baum und Bäumchen stehen und erklärte dem jungen Stadtherrchen, das sie an der Hand hielt, ununterbrochen bald dort bald hier:

„Sehet euch das auch an, Herr Studentlein, das da; sehet, das ist, wir nennen es halt nur das Blasengelapfelbäumchen, weil es seinen Aepfeln die rothen Wangen wie den lieben Engeln in der Kirche auseinander treibt, daß es

eine wahre Lust über die andere ist. Das dort, das ist das Tropfenbirnbäumchen. Wisset, Herr Studentlein, Tropfen kommt von Regentropfen; weil die Birnen ein Aussehen haben gerade wie ein Tropfen, der im Niederfallen ist, so heißen sie Tropfenbirnen und sind die allersüßesten im ganzen Garten. Wir haben auch viel genug zu wachen, wenn die Birnen reif geworden sind, daß die Leut' nicht kommen und sich in die Tasche tropfen lassen; solchen Tropfenbirnen weicht man nicht aus wie den Regentropfen, man hält dafür noch Hut und Taschen auf, daß es ja recht voll wird bis zum Rande."

Das Studentlein lächelte bei dem harmlos-scherzenden Redeschluß der Mutter Magdalene und blickte mit klaren, blauen Augen zu ihr auf; Mutter Magdalene aber war entzückt, so gut verstanden zu werden, und fuhr fort, sich der kindlichst-naiven Darstellung zu befleißigen. Sie wußte nicht, daß ein Stadtknabe von acht Jah-

ren schon viel schwierigere Dinge aufzulösen bekommt, als sie selber begriffen hätte, doch die gute Mutter meinte es herzlich, und weil sie nicht rein nach der Schrift reden konnte, den bloßen Dialekt nicht reden durfte, so suchte sie durch ein kindliches Mittelding das Stadtherrchen zu unterhalten, dem solche Mittheilungen jedenfalls wunderlich neu waren, durch den gemüthvollen Vortrag der Mutter Magdalene aber freundliche Theilnahme finden mußten.

So fuhr sie fort:

„Das da ist unser Würzgärtlein, da haben wir unsere Wurzeln und Kräuter, Zeller und Salat und sonst noch Allerlei für heilige Zeiten auf den Tisch oder wenn mein Mann einmal einen weiten Weg gemacht hat oder wenn ich einmal so seltene Gäste habe wie jetzt; da ist ein solches Gärtlein gar erwünscht und prächtig. Man lauft nur geschwinde, wie man beim Herde steht, daher und haut und sticht sich was Mög-

liches zusammen; man geht so seinen ganzen Sommer nicht umsonst her. Man hat auch immer seine Blumenbeetlein zwischen Zeller und Salat und in den Ecken herum und kann sich an Feiertagen auch was Helles an Hals ins Mieder stecken." Sie zeigte auf eine Nelke innerhalb der Umzäunung und fuhr fort: „Kennt ihr unsere Blumen, die da drinnen auch, Herr Studentlein? Ach, ihr in der Stadt habt Alles viel mehr und viel schöner und viel größer und viel theuerer als wir so weit auf dem Land heraußen; o mein Gott, ich denk' nur immer dran, was mir mein Sohn schon Alles erzählt und geschrieben hat, man sollte meinen, die in der Stadt die müßten Alle wie im schönsten Paradiese leben, weil sie Alles so gut und in Menge haben. Kennt ihr, was das da gleich am Zaun für Blumen sind?"

„Das sind Nelken" sagte der Stadtknabe zuversichtlich zur Mutter Magdalene aufblickend.

„Neben unserm Glashause in der Stadt haben wir eine ganze Nelkenflur, meine Frau Mutter ist gar so eine große Freundin von den Nelken; aber unsere Nelken sind viel voller an Gestalt und viel schöner auch von Farbe."

„Ja das wird sein, weil die eueren Nelken sind, die unseren heißen wir nur Nägelein."

Bei diesen Worten griff Mutter Magdalene durch den Zaun und brach die schönste Nelke für den Knaben, sagend:

„Da, Herr Studentlein, nehmet vorlieb mit einem Nägelein, es riecht gar lieblich, und stecket's dann auf euern Hut; gebet aber Acht, der Hut hat gar ein feines Haar, es wär' auch gleich verdrückt."

„Diesen neuen Hut hat mir euer Herr Walter gekauft, wie wir aus der Stadt abgereist sind."

„Da hat mein Sohn recht Recht gehabt, er hat es mir wie aus dem Herzen gethan!"

Das Studentchen blickte wieder nach den Blumenbeeten und bemerkte:

„Aber warum ordnet euer Herr Walter nicht auch euer Gärtchen wie unsern Garten in der Stadt; er ist ja manchmal doch bei euch zu Hause. In diesem großen Obstgarten wären ja Blumenbeete, Lauben und Gänge noch in Menge anzubringen.“

Diese Bemerkung erschütterte die Mutter Magdalene tief.

„Er ist halt in der Stadt jetzt mehr zu Haus als bei uns daheim; hier ist er nur wie in der Fremde mehr“ sagte sie stillschmerzlich vor sich hin. „In der Stadt da freut ihn einmal Alles, bei uns daheim da geht er lieber halbe Tage lang zwischen Feldern oder in verhängtesten Wäldern um; mit genauer Noth sehen wir ihn beim Essen zu Haus oder er steckt in Schriften und Büchern und kann so Tage lang darüber denken. Ich habe zu thun, daß er ein=

mal unter einem Baum sitzt neben mir oder einmal gegen Abend vor dem Haus; dann ist er freilich freundlich wie ein liebes, gutes Kind, aber was hilft das, es ist doch nicht mehr mein Kind so . . . er hat an eurer Mutter in der Stadt auch eine andere liebe Mutter gefunden."

„O ja, euer Herr Walter ist wie der Herr in unserm Hause; o Gott, wenn er etwas befiehlt und es geschähe nicht auf der Stelle, meine Mutter wäre schrecklich böse. Aber das wissen schon Alle und sputen sich, was sie nur können, wenn er etwas sagt. Wir sind Alle ungemein froh, daß euer Herr Walter zu uns gekommen ist. Er versteht Alles so gut und denkt an Alles. Ich und meine Mutter wissen oft selbst nicht, wessen ich und meine liebe Mutter bedürftig seien, auf einmal kommt er nach Hause und legt es hin und sagt: Nicht wahr, da habe ich diesmal das Rechte errathen? Da gibt ihm meine Mutter freundlich die Hand und sagt: Ach, mein lie-

ber, guter, lieber Herr Walter, wie errathen Sie alle unsere Wünsche, wie denken Sie immer nur daran, uns eine Freude zu machen; Sie sind wie ein guter Engel in unserm Hause! Einmal hat meine Mutter sogar Du gesagt zu euerm Herrn Walter, aber sie hat gleich darauf gesehen, daß ich auch im Zimmer bin, und hat gleich wieder Sie zu ihm gesagt; unser Kammermädchen hat aber aus dem Dienste gehen müssen, weil sie mich angestiftet hat, daß ich horche. Nicht wahr, horchen ist unerlaubt, ein Knabe darf nicht horchen? Jetzt frage ich immer bei der Zimmerthüre: Mutter und Herr von Walter, darf ich auch da bleiben? und sie sagen immer: Ja, Gusti, komm' her und setze dich zu uns; und jetzt setze ich mich immer zwischen die Mutter und euern Herrn von Walter und da streichelt mir die Mutter von dieser Seite die Haare und Walter von dieser Seite und über meinem Kopfe reden sie oft bis spät in die Nacht hinein. Ich schlafe man-

ches Mal mitten drin ein, aber es thut mir doch wohl, wenn es immer so lieb über mir brummelt; o wir sind Alle äußerst glücklich — beati sumus — von beatus, a, um, glücklich."

Mutter Magdalene schlug sich still verloren die Schürze um das Kinn und zwei schwere Thränen rangen sich aus ihren Augen los. Sie hatte nur halb gehorcht und dennoch widerhallte in ihrem innersten Wesen mehr und Wundervolleres über diesen Gegenstand, als der Knabe in redseliger Unschuld ausgesprochen hatte. Ein Spinnennetz mit dem Zeigefinger ihrer linken Hand zerstörend und eine glänzende Fliege befreiend sagte sie wehmüthig vor sich hin:

„Geh', flieg' fort, es sollte Niemand auf dieser Welt gefangen sein; such' deine gute Mutter auf und bleib' daheim bei ihr!"

„Wird diese Fliege ihre Mutter auch erkennen? Redibitne — wird sie heimkehren zu ihr? Musca heißt die Fliege. Frau Mutter

Walterin, wo hat wol so eine Fliege ihre Heimat oder ihr Vaterland, patriam? Patria, ae, heißt das Vaterland. Dieses Fliegenvolk fährt ja immer nur hin und her in der Luft und setzt sich bald auf Fensterscheiben, bald auf Wände, bald auf unser Gesicht und bald läuft es auf Tischen — mensa, mensae — oder Kästen herum; vielleicht bleiben die Fliegen auch nicht immer — semper — in dem nämlichen Hause, nicht wahr, Frau Mutter Walterin? Wer weiß, haben sie eine rechte Heimat. Ich möchte nur einmal im Finstern zusehen können, wo sie immer zusammensitzen und ob es immer die nämlichen sind auf derselben Stelle. Nicht wahr, da müßte man ja ihre Heimat endlich doch errathen?"

„Nein, nein, Herr Studentlein, so eine Fliege hat doch keine Heimat, sie ist dort und da und vom Erkennen einer Mutter ist doch auch keine Rede. Sie fachiren am liebsten über-

all herum, wo es was zu naschen gibt; die Menschen sind viele auch so: wo es ihnen lieber ist, da bleiben sie, wo es mehr Schönes und Süßes gibt, da ist es ihnen lieber. O in der Stadt da hält es unsere Kinder mit Eisen und Banden, verstehet Herr Studentlein, da kommt auch keines mehr los, wenn es einmal recht darinnen ist. Ja ja, Herr Studentlein, ich habe halt schon was erlebt und da redet man eben aus Erfahrung; ich weiß schon, was ich weiß. So eine „Impe" da ist schon wieder anders. Sehet, Herr Studentlein, wie sie von einer Blüten zur andern herumfährt, in jedes Guckelöchlein hineinschießt und wieder heraus und hin und her; und wenn es ihr gerade am besten geht und alle Händ' und Füße voll Wachs und Honig hat, denkt sie auf einmal an die Mutter zu Haus und fängt ein Geschrei an und dreht sich in der Luft wie ein Stein am Bändel und schnellt sich dann schnurgerade dort-

hin, wo die Heimat ist, wo ihr Haus ist, wo ihr Stüblein in dem Haus ist, wo die Mutter ist. O so eine Impen. . ."

„Frau Mutter Walterin, Impe — ist das die Biene gewesen, welche da jetzt fortgeflogen ist?"

„Ja" sagte Mutter Magdalene „das Impen ist halt wieder gut auf «Ländlich, sittlich»; wir leben halt so dahin unter solchen Worten. Wisset, Herr Studentlein, wir leben halt von Schwarzbrot auch in der Sprache und ihr in der Stadt von lauter Mundsemmeln, wir sind aber doch frisch und gesund dabei."

„Biene heißt auf Lateinisch apis; eine von ihnen, welche alle andere an Größe übertrifft und welcher alle andere folgen, heißt ihre Königin, regina. . ."

„Regina ist ja ein Frauenzimmername — wie z. B. die Regina Erdtlin drüben. Bei uns heißt man die größte Impen den «Weisel», aber das ist halt wieder nicht auf Städtisch."

„Regina heißt Königin und ist Königin der Juden — will sagen der Bienen; sie ist auch die Mutter von allen Bienen eines Stockes und legt immer an die vierzigtausend Eierchen, aus denen Würmchen entstehen, die von den Bienen vermittelst ihres Rüssels eine Zeit lang genährt werden. . .“

„Lernt ihr das so in der Schule, Herr Studentlein?“

„Ja, es steht in unserm lateinischen Schulbuche, wir müssen es übersetzen.“

„Aha, bis es auf Deutsch auch menschenmöglich wird, daß man es verstehen kann. Das ist schön. Aber weiß man denn das nicht Alles auch im Deutschen schon? Warum lernt ihr es denn aus einem lateinischen Buch?“

„Haha, Frau Mutter Walterin, der Herr Verfasser, welcher dieses Buch geschrieben hat, der hat das freilich Alles zuerst Deutsch gewußt, aber er hat es Lateinisch aufgesetzt, damit wir

es erst wieder Deutsch machen und uns in der lateinischen Sprache üben."

„Seht seht, Herr Studentlein, das ist grausam. Ich hab' das schon meinem Sohn auch immer gesagt, wie er immer so Lateinisch gelernt hat wie ihr jetzt; das kommt mir gerade vor, hab' ich gesagt, wie wenn Jemand einem armen Hündlein einen guten Bissen geben will, er gibt ihn aber nicht gutmüthig hin und sagt: Da, lieber Bleß oder Sultan, nimm's und laß' dir's schmecken; nein, er wirft den Bissen ins Wasser und sagt: Pfui such' und hol' dir's, dummer Hund, und jetzt muß der Arme sich erst um den Bissen rackern und hundsmüde verschluckt er ihn mit einem Mund voll Wasser und hat nicht Freude und nicht Lust daran. Seht, warum müßt ihr schwitzen und euch den Kopf zerbrechen, daß ihr euch wieder Deutsch herausfischet, was man euch Lateinisch in den Teich geworfen hat? Warum denn, wenn ihr es so schon auf

gut Deutsch wissen könnt? Da sollet ihr doch lieber gleich das Lateinisch lernen, was man auf Deutsch nicht weiß, wie z. B. das heilige Meßlesen.“

„Ja, Frau Mutter Walterin, das ist ja nur so. . .“

„Ja ja, ich versteh' schon; wenn es aber nur so so ist, warum ist es alsdann so? . . Ah, nichts da, ist schon wieder vorbei mit der Grille. Geltet, so eine Bäuerin redet einen Strumpf zusammen; ihr werdet euch was Schönes von mir denken. Jetzt saget mir nur noch etwas weiter aus eueren Büchern, man soll nicht eher über eine Sache reden, bis der Andere Punktum amen gesagt hat. Saget, was lernt ihr denn noch aus eueren lateinischen Büchern z. B. von den Impen? Die Impenkönigin heißt alsdenn Regina wie unsere Erdtlin drüben.“

„Sie ist die Mutter eines ganzen Schwarmes und kommt niemals in das Freie, außer

wenn der ganze Stock schwärmen will. Die arbeitsamen Bienen streifen auf Wiesen und Feldern umher, Honig vom süßesten Geschmacke aus den Blumen saugend, und indem sie aus denselben ein zartes Pulver sammeln, bereiten sie daraus das Wachs. So mit Honig und Wachs beladen kehren sie nach Hause zurück, welches sie niemals, und hätten sie auch eine noch so weite Reise gemacht, aus dem Gedächtnisse verlieren. Aus dem Wachse machen sie sechseckige Zellchen von der genauesten Regelmäßigkeit und füllen in die meisten derselben Honig, in die übrigen legt die Königin ihre Eierchen. . ."

„Das ist recht schön und gut, Herr Studentlein, ich sehe schon, in euerm lateinischen Buch da steht vorerst, was die Impen selber wissen und können, was sie verrichten und wie sie's treiben, nicht wahr? Nun, daran liegt nicht viel dran, das dürft ihr schon Lateinisch

lernen, es liegt nicht viel dran, die Impen verrichten es auch in ihrer Sprache; es fragt kein Mensch darnach, wie das heißt, was sie brummen, höchstens ist's eine wahre Lust, wenn man ihnen zusieht, was das für liebe, lustige, fleißige Thierchen sind — es ist außer der Weis' wie geschäftig und hitzig, keine verschnauft einen Augenblick, sie sprechen auf die Nacht im Schlafe noch miteinander, weil sie bei Tag keine Zeit haben, daß sie Alles mit einander verabreden könnten. . . Jetzt aber, Herr Studentlein, was steht denn in euerm lateinischen Schulbuch von allen den Mitteln, wie man z. B. die Impen schön folgsam beim Haus halten kann oder wie man ihnen ihren Honig nimmt und ob man ihnen allen Honig nehmen soll? Wißt ihr das auch? Wenn aber ein schlechtes Jahr kommt, nimmt man ihnen da überhaupt einen Honig? Wie muß die Sache erst stehen, wenn man die armen Thierchen gar noch mit Honig füttern

muß, anstatt daß man ihnen nimmt? Wohin thut man denn so einen Impenstock am besten und was für Stauden stehen dann am besten rund herum? Herr Studentlein, wißt ihr auch, wenn so ein ganzer Stock ins Schwärmen kommt, was man geschwinde thun muß, daß Einem die guten Thierchen nicht zu weit oder ganz verfliegen? Wißt ihr's, daß man geschwinde laufen muß und eine Sense holen und mit einem Schlüssel oder Hammer dran klopfen muß, bis sie wie eine schwarze Wolke durcheinander tanzen und immer tiefer kommen und dann wie ein schwarzer Armverbund um einen Baumast herumhängen? Wißt ihr das?"

„Nein, Frau Mutter Walterin."

„So wisset ihr vielleicht — was will ich denn sagen? — Ja, was ich sonst noch gefragt habe. Steht das Alles in Euerm lateinischen Buch darin, was ich jetzt gefragt habe?"

„Das auch nicht. Ich möchte über-

haupt lieber Alles sehen, als nur in Büchern lesen."

„O mein Gott, du mein Gott, das wäre ja auch so schwer nicht, ihr kommt halt eine öftere Oeften zu uns, Herr Studentlein, immer wenn ihr Ferienzeit habet, aber ja immer; eure liebe Mutter kann euch ja auch einmal einen Sommer aus den staubigen Schulstuben weglassen, daß ihr wie ein Füllen recht von Herzensgrund herumtollen könnt. O mein Gott, noch so jung und schon so schwer studiren, das ist doch kein Sinn und kein Erbarmen. Möchtet ihr aber auch einen ganzen Sommer bei uns bleiben?"

„O recht gern."

„Eh nun ja, so bleibt! Eurer guten Frau Mutter will ich schon sagen lassen, sie soll was Anderes als magere Kost für euch fürchten. Das hätte gewißlich keine Noth nicht. Geflügel und Butter und Obst und Eier und Wei-

zenmehl, das Alles acht' ich nicht zu viel für einen so lieben kleinen Gast. Ach, wer weiß, ihr werdet vielleicht geistlich einmal und euch gut speisen, ist auch jetzt schon ein gutes Werk, was meint Ihr? Ja ja, Ihr bleibt. Ich lasse gleich jetzt einen recht grundherzlichen Brief an eure Frau Mutter aufsetzen, mein Sohn muß ihn schreiben: er muß ihr sagen, es sollte euch gar nicht schaden, einen geschlagenen Sommer in der freien Gottesluft herumzufahren; es sollte euch gar nicht schaden, wenn ihr einmal erfahrt, wie jedes Getreide aussieht, was Korn und Reps, was Weizen und Hafer ist, wann gesäet und geerntet wird, wie man von grünem Flachs zuletzt gar weiße Leinwand auf den Leib bekommt und was für Müh' und Plag' dazu gehört, bis wir schwarzes Brot und ihr weiße Semmel auf den Tisch bekommet. Das ist gewiß auch in die Schule gegangen. Wenn ihr dann Herr Pfarrer oder Herr Verwalter oder

gar Kreishauptmann werdet, ihr werdet noch spät dran denken, was ein Mensch auf dem Land für eine Last auf sich hat, gewiß keine kleine, und daß es bei uns auch dann und wann eine Freude und Lustbarkeit gibt. Das muß mein Sohn heute noch schreiben, ja, und das gleich. Wenn wir einen Sohn studiren lassen, so verfliegt er uns nicht nur auf einen Sommer, o Herr Studentlein, er verfliegt gleich auf die ganze Lebenszeit. Wenn's gut geht, fangen wir ihn höchstens auf ein paar Wochen Vacanzen ein, aber das ist Alles; seine ganze andere Lebenszeit verstudirt, verpredigt oder verbeamtet er schon in der Stadt oder in der wildesten Fremde, daß man ein halbes Jahr auf der Reise sein muß, wenn Eins das Andere wieder einmal sehen will. Das muß mein Sohn schön gesetzt aufsetzen und eurer Mutter schicken. Ja ja, jetzt hilft auch nichts mehr, Herr Studentlein, jetzt habt ihr einmal euer Wort gegeben;

wieder „nein“ sagen, wäre schon kein Wort halten mehr. Und eure liebe Mutter darf euch im Grund gar nicht zurückfodern von mir! Was soll erst ich sagen, wenn ihr ein Sommer schon zu viel sein wollte! Ist mein Sohn nicht schon viel länger bei ihr im Haus und gilt schon gar nicht anders mehr als ihr eigenes Kind? Wenn ich darauf besteh', daß ihr den Sommer bei mir bleiben sollt, da gilt kein Ausreden gar nicht mehr. . . Aber freilich, das ist was Anderes, wird es euch bei uns auch wirklich so lange gefallen? Ich fürchte immer, es ist nicht recht möglich, ihr werdet euch noch ein ein- oder zweimal bei uns umsehen und auf einmal wird das Heimweh da sein und eure Frau Mutter wird gar nicht rufen dürfen und ihr springet wieder zu ihr heim. Da will ich auch nichts dazwischen reden, fortreisen dürft ihr jeden Augenblick, wenn euch das Heimweh nach der Mutter kommt; ich will euch nur standhaft

bei mir behalten, so lange als es euch selber freut."

Man hörte Burschen- und Mädchengesang aus der Ferne.

„Wer singt denn dort so hübsch?" fragte der Knabe.

„Das sind unsere Leute, sie kommen von der Arbeit heim" sagte Mutter Magdalene „Es ist mein anderer Sohn dabei, dem wir unsere Wirthschaft übergeben werden. Wie gefällt euch dieses Singen, Herr Studentlein? Das könnt ihr noch oft und oft, gar in der Nacht, Sommer und Winter, hören, wenn ihr bei uns bleiben wollt. Wollt ihr?"

„Ja."

„O das ist schön; mit meinem Sohn wollen wir noch Alles bereden. . . Jetzt aber, Herr Studentlein, Eines müßt ihr mir dann noch versprechen: Wenn es euch bei uns gefällt, müßt ihr auch einen Brief an eure Mutter

schreiben; wisset, so einen Brief, wie mein Sohn erst neulich einen heimgeschrieben hat: wie gut er es bei eurer Mutter habe, wie es ihm so wohl ergehe wie im helllautern Himmelreich oder gleich ganz so gut wie einem unbescholtenen Engel. Werdet ihr so einen Brief auch schreiben wollen?"

„Ja, Frau Mutter Walterin."

„Wisset, ihr müßt aber den Brief von meinem Sohn doch früher lesen, so werdet ihr es besser treffen können."

„Laßt mich den Brief lesen."

„O das ist schön, daß ihr den Brief selber verlangt, daß ich euch nicht lang darum bitten muß. Da ist der Brief; nicht wahr, das ist aber eine wahre Schand', er ist schon ganz verdrückt und verkrüppelt, er ist halt schon zu oft verlesen worden. . . Ach, leset nicht still, leset nur laut; aber halt, auch dürfet ihr den Brief nicht vom Anfang an lesen — von hier, von da

an — so. Herr Studentlein, da gehen wir schön langsam weiter im Garten, ich will ja auch was hören. . . Sehet ihr gut dazu? Gut, so fanget nur an, ich hör' schon zu."

Sie gingen langsam weiter im Garten und es dauerte nicht lange, so lief eine Thräne um die andere über Mutter Magdalenens Wangen. Sie hatte den sehr langen Brief fast ganz überschlagen und ließ sich nur den Schluß desselben lesen; dieser lautete:

„. . . Und jetzt, lieber Vater und liebe Mutter, bin ich wie das eigene Kind im Hause; meiner Aufsicht ist fast Alles übergeben, ich muß meiner zweiten Mutter in allen Dingen meinen Rath ertheilen, mein Wort gilt ihr über jedes andere und auch ihres gilt mir über Alles — o liebe, gute Eltern, mir ist es in meinem ganzen Leben noch nicht so herrlich ergangen, ich lebe wie im lauteren Paradiese, ja wie im Himmel. Ich sage meiner lieben zweiten Mutter

noch alle Tage: Es ist zu viel, viel zu viel, was Sie mir erweisen — aber anstatt daß sie nachlassen sollte in dem vielen Guten, das sie mir erweis't, kommt sie nur alle Tage mit einer neuen Freude daher und will sich gar nicht abrathen lassen. Ich habe so schon Anfangs zwei wunderschöne Zimmer zum Bewohnen erhalten, Alles hat geleuchtet und geduftet um mich herum, daß mir vor Freudigkeit das Herz wie eine Glocke hell geschlagen hat, aber nein, jetzt sind meiner seelenguten Stadtmutter auch diese zwei Zimmer noch nicht genug, Gott bewahre! Gestern ist noch eine Thüre aufgemacht worden und wie ich frage: Warum wird denn auf einmal diese langverschlossene Thüre aufgemacht? kommt meine liebe zweite Mutter und nimmt mich bei der Hand und lächelt wie eine gute Schelmin und sagt: Walter, Sie sind ja immer gar so glücklich, daß ich glaube, Ihr Glück hat nicht Platz in diesen zwei Zimmern, und ich lasse diese Thüre

öffnen, damit sich's Ihr großes Glück noch bequemer machen kann. Gleich darauf hat sie erfahren, daß ich Euch, o liebe Eltern, von meinem Einkommen dann und wann nach Hause schicke, gleich habe ich ein Packetchen auf meinem Tisch gefunden mit Geld für Euch, damit ich von meinem Einkommen nichts herzugeben brauche. Ich sag' Euch, liebe Eltern, mein Glück ist gar nicht zu beschreiben. Alles freut mich, Alles liebt mich, die ganze Welt, glaube ich, gehöret mir, ich darf immer um meine himmlische Stadtmutter sein, wir essen mit einander, wir fahren aus mit einander, ich bin immer aufgelegt als müßt' ich die ganze Welt umarmen, ich liebe alle Menschen, meine neue Mutter, Euch, mich, Alles, Alles!"

Mutter Magdalene weinte still in die Schürze, als der Brief so weit gelesen war.

Auf dem hölzernen Söller vor den Fenstern des Oberstübchens stand Walter eine gute Weile

schon und sah und hörte mit tiefer Rührung dem Gespräche und der Wanderung der Mutter mit dem Studentlein zu.

„O wunderholdes Mutterherz" sagte er jetzt lächelnd vor sich hin „dir gleicht doch an Zartheit, Tiefe, Reinheit der Empfindung nichts mehr auf dieser Erde; du bist einzig in deiner Liebe für ein Kind und einzig in der Sorge für dasselbe. Freudenthränen weinst du, daß Jemand deines Sohnes sich freundlich annimmt in der Fremde, aber dich betrübt es zugleich im Tiefsten, daß es eine andere Mutter sein soll, die sich meiner annimmt."

In allerlei Gedanken kam er dann die Söllertreppe herunter und entfernte sich langsam über die Felder gegen die schönen, nahen Waldungen hin. Er sah nicht so heiter aus, wie ihn der Brief bezeichnete.

4.

Der Herr Graf.

Nächsten Tages hatte Vater Pahlsen eben auf einer leichten Felderhöhung eine dringende Verbesserung vollendet, als er aufsah und seinen Sohn Walter erblickte, der in Gedanken am nahen Waldessaume auf und nieder ging. Er hatte einen Brief aus Wien erhalten, der ihn sehr verstimmte.

Der liebliche Frühlingstag war vorüber bis zum Abendscheine, der die Berge, Wälder, Dörfer mild verklärte; hie und da erscholl Gesang von Knaben und Mädchen, die hinter ihren Heerden heimwärts zogen, sonst aber ließ sich

wenig Lärm im Freien hören: abendlich-friedsam, merkte man wohl, waren die Gemüther auch geworden.

Dachte nun Vater Pahlsen, von der Milde des Abends eigenthümlich überkommen und an einem Feldbirnbaume lehnend:

„. . . Das möcht' ich wissen; seltsam ist's! Was muß es sein? . . Ich meine: kein Wölklein heut' am Himmel, Gesang von Kindern nur allda und dort; ruhig ist Alles überall und geht die Sonne so schön unter. Dort fällt die Lerche ohne Rauschen aus der Luft, kein Läublein rührt sich auf den Bäumen, der Mensch wird still und die Erde rastet aus von Segen. Muß sagen, es wird mir auch viel stiller, traurig fast, wenn ich das seh' und hör', doch Dank für Alles sei dem Himmel! . . Das ist's, was ich denken kann und sagen. Das aber möcht' ich wissen, was mein Sohn dort sehen mag und denken. Er hat studirt so lange, selten daß

er lacht mehr, ist voll Ernst und Denken immer — was weiß er mehr als ich, sein Vater? Ist's der Mühe werth? Woher kommen so viel Dinge, die er lernt und kann? Er muß doch auch sehen und hören, was ich, fühlen, was ich. Wird der Abendschein was Anderes, wenn ich drüber denk'? Und kann mein Denken das Frühjahr zum Sommer machen? Nein. Was ist's nun, was mein Sohn dort sinnt und überlegt? Wenn's gar viel wäre und gar so wichtig, was man lernen kann und denken, dann, mein' ich, ließ' es Gott nicht zu, daß wir's vom Land nicht auch noch lernen müßten. Was? Nun ja, das möcht' ich wissen!"

In Vater Pahlsens Hause begann jetzt ein Bursch zu singen; es war die einzige Stimme eines Erwachsenen, die man hören konnte.

Weil jetzt die Straß' durch den
Wald ist gemacht,
So hab' ich zum Schätzlein
So weit nicht bei Nacht!

Zirpt dort im Mäuerlein
Heimlich ein' Grill' —
Wie hart ist das Ding,
Wenn Ein' 's Mäderl nicht will!

Ohne den Text zu dem Gesange zu verstehen, hörte Väter Pahlsen doch von ferne zu und dachte sich im Stillen:

„. . . Hat doch Jener dort so viel gesehen, nachgedacht, erfahren — und hat seine Heiterkeit verloren! Er ist mein Sohn. Ist der Andere hier doch niemals viel mit Denken und mit Reisen geplagt gewesen — und der ist doch voll heiterer Dings da, voll Gesang und Lustbarkeit! Auch der ist mein Sohn. Führt's zum Guten, wenn man so viel denkt und sieht — muß man deshalb gleich seine Freuden verlieren? Führt's zum Ueblen, daß man so wenig wie mein Anderer denkt und sieht — warum hat man doch so viel unschuldige Freuden? Das möcht' ich wissen. Da hab' ich nun zwei Söhne und vergleich' sie so zusammen. . .“

Während er so weiter dachte, sang derselbe Bursch:

Zwei schneeweiße Täubchen,
Ein Mägdlein dazu
Und zum Leben brav Geld:
Ist eine Freud' auf der Welt!

Jetzt ließ Vater Pahlsen seinem Walter dauernder als zuvor seine Blicke folgen und bemerkte einen vornehmen Wagen, den zwei prachtvolle Schimmel unweit von seinem Sohne aus dem Walde zogen. Im Wagen saß ein schwarz gekleideter Herr, rückwärts auf dem Wagen ein glänzender Jäger mit Hirschfänger und Federhut und von vorn der Kutscher in Zinnoberroth und Hellgrün. Es schien, als ob der Herr im Wagen, plötzlich den jungen Wanderer erblickend, befehle, daß der Kutscher langsamer fahre. Die Schimmel hielten gleich darauf ganz und gar an. Vater Pahlsen sah, daß jetzt sein Sohn in Gedanken gegen den Wagen hinschreite.

„. . . Wird doch mein Sohn den Wagen

bemerken, den Herrn im Wagen, unsern Grafen!" sagte er mit Sorglichkeit „Es ist der Graf! Wird doch mein Sohn erschrecken ein wenig oder doch so thun — und den Hut abnehmen! Er geht ja gerade auf den Wagen zu! Wird doch mein Sohn so klug sein und das nicht unterlassen! Mir kommt ein Bangen, daß es sein könnte, daß er's nicht thut. Solch ein Herr, den wir so selten sehen, nach Jahren erst wieder einmal und der doch auch Niemand grimmig anblickt, wenn man mit ihm reden will. . . Es wär' von meinem Sohn ein schwer Vergehen!"

Nicht weit vom Wagen, der sich mit seinem Prachtgespann und seiner glänzenden Ladung von Jäger und Kutscher im Abendscheine ganz überraschend, ja fast märchenhaft in dieser Gegend ausnahm, wich unser Wanderer ohne das leiseste Zeichen der Beachtung oder Ueberraschung auf einem Seitenwege ab und schritt

gegen das Dorf her. Vater Pahlsen sah das mit Kummer und Sorgen und sagte lebhaft:

„Nein nein! .. Er thut's nicht, weicht aus und läßt den Wagen sein und halten, bricht auf einmal seine Wanderung ab und kommt da herüber. Geht wie zuvor, nicht sachter, nicht rascher; thut, als ob das nichts wäre, der Wagen nichts, die Pferde nichts, der schimmernde Jäger und Kutscher nichts und der Herr Graf auch nichts, und sieht nicht einmal um und geht so weiter! Warum keine Scham und keine Ehrfurcht im Herzen?"

Indessen war auf Befehl des vornehmen Herrn im Wagen der Jäger rasch abgestiegen.

„... Jesus! O Himmel! Gott!" rief Vater Pahlsen, von den Dingen, die er sah, immer lebendiger angeregt und zu immer heftigeren Worten fortgerissen: „Ihr Heiligen, da ist jetzt der blanke Jäger herunter und geht meinem Sohne nach; er geht aber weiter und läßt den

Jäger laufen und rufen und sieht nicht um! Ich muß vergehn vor Scham; ich bin der Vater! Mich reißt's an allen Gliedern vor Schande und Verwirrung! Ein Graf läßt halten und schickt seinen Jäger nach und der Jäger muß laufen und rufen. . . O schaut nicht mehr hin, ihr alte kindische Augen! Das hat mir alle Vaterfreude erschlagen, Vaterfreude und Hoffnung für jetzt und immer! Mein Sohn ist nicht Priester, sonst müßt' ich glauben, er liebt und verehrt nur den Himmel; so muß ich aber in Boden versinken vor Angst und Noth. . . Ah, muß der Jäger noch immer laufen und der vornehme Wagen halten — und nicht sachter, nicht rascher geht mein Sohn und blickt nicht um! . . Seh' ich? Hör' ich? Geht das jetzt so vor, daß auch der Herr Graf aus seinem Wagen steigt und hinter dem Jäger herkommt? Ich muß meinen eigenen Sohn anfallen wie meinen Feind! Wie kann da ein Wohlgefallen kommen, eine

Neigung und, wenn ihn mein Sohn einmal braucht, eine Verwendung? Das ist keine Art und Ehrfurcht, das ist kein guter Anfang!"

Dazwischen sang der Bursch in Pahlsens Hause:

Eine lustige Zeit
Ist jetzt nimmermehr weit:
Zu nußbraunen Aeuglein
Gehn blaue auf die Weid'!

„. . . O sing'" wendete sich Vater Pahlsen zu diesem „sing', zu dir muß ich mich kehren! Sing'! Du bist fertig, von dir weiß ich, was zu hoffen ist. Du lebst und singst und das zusammen ist dein Denken. Sing', sing' und steig' nicht höher und fall' nicht tiefer und du wirst verstanden und geliebt von Allen und lebst freudig auf ebenem Wege fort; dieses Denken und Sinnen im Andern ist ohne Ehrfurcht. . . Ah, jetzt winkt Se. Excellenz den Jäger zurück und der Herr Graf folgt meinem Sohn allein! Was macht mir dieser Sohn für Kummer, für Angst,

für Scham! Geht immer noch nicht sachter und nicht rascher und sieht nicht um!"

Walter war jetzt näher gekommen.

„Da kommst du! Da bist du!" rief Vater Pahlsen, den der Anblick des nachfolgenden Grafen auf das heftigste verwirrte. „Da bist du und machst mir den Kummer, mein Sohn! Ich komme von Sinnen, dein Vater! Du hast keine Ehrfurcht im Herzen, läugne nicht, und keine Acht! Sag's, du hast Alles bemerkt und gesehen! Das hab' ich nicht gemeint, daß ich spare und dich was lernen lasse und nach freiem Willen werden lasse, was du willst — daß du jetzt ohne Ehrfurcht und Respekt bist und das nicht mehr achtest und grüßest, was ich, ein guter Unterthan dein Vater! . . Jetzt hilf dir selbst! Jetzt rede für dich! Se. Excellenz kommt nach! Hast so viele Jahre dahingethan, gelernt, studirt und machst mir nun die Schande! Ich muß in Boden versinken, gleich da! Wollt'

ich auch jetzt reden für dich, ich wüßte nicht was, ich wüßte auch nicht warum, ich könnte nicht reden! Bist du was? Bist du nichts? Keine Ehrfurcht im Herzen? .. Da, ist Se. Excellenz! Mir ist's nicht recht gewesen — ich hab's getadelt!"

5.

Lebensfragen.

Die letzten Worte hatte Vater Pahlsen offenbar so laut gesagt, um sie Se. Excellenz hören zu lassen; aber der junge Wanderer winkte seinem Vater, daß er nur ruhig sei, und ging dem Grafen mit Anstand entgegen.

„Fliehen Sie nur! Fliehen Sie nur!" rief der Graf „Sie entgehen mir doch nicht. Wie, alle Wetter, finde ich Sie so unvermuthet auf meinen Besitzungen, bester Freund? Das ist ja eine Ehre, von der ich gar nicht einmal geträumt hätte, die ich mir aber um so angelegentlicher muß zu Nutzen machen ... Wo sind

Sie denn? Wo wohnen Sie? Wissen Sie, daß ich Lust habe, Sie, wie ich Sie da treffe, auf zwei, drei Tage förmlich zu entführen? Wollen Sie? Sehen Sie dort meinen Wagen bereit, Sie aufzunehmen — wollen Sie zu dieser Entführung Ihre Zustimmung geben?"

„Nun, für heute wol nicht so ganz" erwiderte Walter „Ich will es gern annehmen, wenn Sie mich dann eine Strecke durch die Landschaft führen wollen, aber bald will ich wieder zurückkehren nach diesem Dörfchen, das ich nun einmal liebgewonnen habe wie eine freundliche Heimat. Morgen oder einen der nächsten Tage werde ich Sie dann gerne selbst in Ihrem Schlosse aufsuchen."

„Sie haben sich also schon förmlich zurecht gefunden und eingebürgert auf diesem Grund und Boden und nicht ohne Vorliebe, wie es scheint?"

„Ich lebe nicht gern ohne Bekanntschaft

mit meinen Umgebungen; diese kennen zu lernen, lasse ich mir lieber eine Weile sogar den Vorwurf der Zudringlichkeit machen, halte mich dann an das Gute und ziehe mich von dem Schlechten zurück."

„Ja, es ist eine hübsche, einträgliche Gegend, viel prachtvolle Waldung, gesunde, fleißige Menschen, nicht wahr?"

„Ja... doch, glaube ich, wird der Boden hier mehr benutzt, als der Mensch als Mensch befördert."

„Wie so?"

„Ich meine ... doch pflegen Sie diese Besitzungen jährlich zu besuchen?"

„Das nicht; aber alle zwei, drei Jahre einmal."

„So. Und nach diesen zwei, drei Jahren wol auch nur auf kurze Zeit?"

„Wie soll ich's ändern? Meine Gattin will mir nie folgen, sie will die Residenz und

deren Umgebungen nicht verlassen, sie langweilt sich hier; da findet sie ihre Musik und Zerstreuungen nicht, und indem sie hier alle Launen aus langer Weile befallen, bin ich selbst ihretwegen stets in Unruhe und Sorgen. Gibt es da ein Mittel, lange zu bleiben, wenn mich eine unzufriedene Gattin begleitet? Und gibt es für mich ein Mittel, ohne meine Gattin hier länger zu verweilen? Mein Besuch kann auch deshalb schon nicht dauerhaft sein, weil ich auf meinem Posten in der Hauptstadt nicht lange entbehrlich bin."

„Das sind allerdings wichtige Gründe... Wie gesagt, der Boden Ihrer Besitzungen hier ist vortrefflich benutzt. Ihre Unterthanen, das habe ich auch im ersten Augenblicke bemerkt, besitzen fast alle musikalisches Talent, arbeiten fleißig und sind nicht ohne Humor, wenn sie Zeit gewinnen... und vieles Andere, was ich noch bemerkt habe."

„Nun, der Unterthan hier arbeitet fleißig, das ist das Beste; im Uebrigen mag er seine Eigenthümlichkeiten haben ... Was sagen Sie zur Lage meines Schlosses, dessen Stil Sie wol überrascht haben mag?“

„Ich habe mir noch kaum Zeit genommen, außer einigen Beobachtungen Ihrer Oekonomie, etwas Anderes als den Menschen hier ins Auge zu fassen. Ich kann versichern, Sie haben nichts Interessanteres hier auf Ihren Gütern als gerade diese Menschen.“

„Volk ist Volk und überall gleich. Am besten, wie gesagt, wenn es fleißig arbeitet und sich um weiter nichts bekümmert.“

„Dieser Ansicht kann ich nicht sein und muß sagen, daß es um die kerngesunde Natur Schade ist, welche z. B. ein Talent aus dem Volke bei sorgfältiger und wahrhaft erhebender Bildung mitbringen müßte, die Höhe der Zeit zu ersteigen und in voller Körper- und Geistes-

gesundheit ureigenthümlich zu blühen. Sollten nicht einzelne Talente für Kunst oder Wissenschaft auf Ihren Besitzungen zu finden sein, die es bei einiger Verwendung zu mehr als Gewöhnlichem brächten? Wie, und sind Sie nicht auch der Meinung, daß in einem Lande, wo der Adel so viele Güter und Menschen besitzt, die Talente mit außerordentlicher Leichtigkeit entdeckt und befördert werden könnten, wollte man sie nur halb mit jenem Eifer einem höhern Ziele zuführen, mit dem man z. B. die prächtigsten Gestalten dem Waffendienste zuführt? Sehen Sie, was würde Sie das kosten, ein aufmerksames Auge zu haben auf eine Anzahl Menschen, die Ihnen mit Händ' und Füßen unterthänig ist, um auch zu sehen, wie viel Weltgeist oder, wenn Sie wollen, Geist der Menschheit Ihnen nebstbei zur Verfügung gestellt ist? Zwei drei Knaben (ich schlage die Anzahl bedeutender Talente nicht höher an) wären

für Ihre reichen Mittel eben keine empfindliche Zugabe, wohlverstanden: Knaben, die vom Hause aus gewohnt sind, mit trockenem Brote vorliebzunehmen. Von Ihrer Tafel fallen Bissen ab, die für zwanzig Talente Nahrung gäben, aber Ihre Dienerschaft darf sie im Uebermuthe verschleudern. Aber nicht einmal dieses Opfer will ich am Ende verlangen, ich will annehmen, nur selten würden die Abfälle Ihrer Tafel von der Dürftigkeit eines unterthänigen Kunstjüngers in Anspruch genommen werden, da es manchen Ihrer Unterthanen gibt, der mit eigenen Mitteln ausreichen würde, die Künstlerlehrzeit seines Sohnes zu bestreiten; — könnten Sie sich nicht wenigstens entschließen, den Leuten guten Rath ertheilen zu lassen, um durch die bloßen Mienen Ihrer Aufmerksamkeit den Bestrebungen für jede Art der Kunst eine Wichtigkeit, einen Nimbus zu verleihen, den bisher ausschließlich nur derjenige in Anspruch nahm,

welcher einer Kanzlei oder einer Kanzel zulief? Glauben Sie mir, das Volk hat einen glücklich-offenen Sinn und merkt auf die Wege der Ehre; vielleicht würde Ihnen diese Theilnahme, diese Aufmunterung für die Kunst nur einmal zur Last fallen, denn was vor den Augen des Volkes nur Einmal bewundernswerth dargestellt worden ist, das bleibt bewundernswerth, so lange noch ein Augenzeuge lebendig übrig ist und wirkt fort und ermuntert noch ein viel späteres Geschlecht... Haben Sie bereits hier gethan, wie ich so frei war, Ihnen vorzuschlagen, und haben Sie keinen erfreulichen Erfolg Ihrer Bemühung abgesehen, so will ich auch kein Wort mehr darüber verlieren; haben Sie es aber noch nicht gethan, so versuchen Sie es wenigstens, vielleicht haben Sie später Gelegenheit, es nicht zu bereuen... Glauben Sie wirklich, daß Ihre Unterthanen hier wenig Erfreuliches an Talenten bieten würden?"

„Fleißige Hände, unglückliche Köpfe.“

„Ich kann das nicht finden. Es ist nicht schön, daß Sie die Fähigkeiten Ihrer Unterthanen so rasch uud gleichgiltig aufgeben.“

„Ich habe das nicht gethan. Ich habe jeden guten Kopf meiner Unterthanen in Schutz und Schirm genommen und ich kann Ihnen die Fälle in Menge aufzählen, daß mir höchstens ein Sohn meiner Beamten anempfohlen werden konnte.“

„Das ist und bleibt freilich natürlich, so lange ihre Beamten ein Stück von einem Sohne übrig haben werden.“

„Und wie soll man auch Talente finden? Ein bischen lesen und schreiben kann bald ein Junge lernen, soll deshalb Alles studiren und einander im Staatsdienste noch mehr den Weg vertreten, als es schon der Fall ist?“

„Ja, da liegt's; das ist der Punkt. Ich will die Frage schweigend umgehen, warum der

arme Dorfjunge nicht zeigen kann, was er mehr leisten könnte als blos das bischen Schreiben und Lesen. Er lernt es ja nur, um es dann gründlich wieder zu vergessen, weil er keine Bücher hat, die ihm den Geist auch wahrhaft erheitern, nähren, ermuntern könnten. Solche Bücher sind entweder nicht vorhanden oder werden ihm mit Absicht vorenthalten oder er hat die Mittel nicht, sie selber anzuschaffen; hat er aber die Mittel, so ist doch Niemand, der sie ihm anräth und zu lesen nachdrücklich ermuntert... Gesetzt indessen, Sie haben Recht, Herr Graf, das Finden der Talente sei so schwierig (wie ich es keineswegs halte): läßt sich denn nicht annehmen, daß unter Ihren Tausenden von Unterthanen nicht mindestens so viele Talente zu finden sein sollten als unter den Söhnen einer Handvoll Beamter? und sind denn nicht eben diese Beamten selbst gradlinig und gar kürzlich aus dem Volke aufgestiegen? Muß man erst zehn oder zwanzig Jahre

Fürsten- oder Grafenbrot essen, um einen talentvollen Kopf ans Tageslicht befördern zu können? Und wenn Sie ein Talent begünstigen, muß es gerade nur dem Staatsdienste in die Schuhe geschoben werden? Ist keine freie Kunst mehr auf der Welt? Ist keine freie Wissenschaft mehr auf der Welt? Herr Graf, und hierin wird das Untalent dem Talente sicherlich die Wege nicht vertreten, hier richtet allein nur das Verdienst... O tausend, tausend nützliche Stellungen und Beziehungen des Geistes gibt es außer dem Staatsdienste noch und viele dünken mich wohlthätiger noch und erhabener als dieser! Solchen Kampffeldern führen Sie Kräfte nach gutem Gewissen zu!.. Sie sagen, der Staatsdienst sei ohnedies überfüllt. Wer überfüllt ihn denn? Etwa der Bauernsohn? Nicht wieder ein jeder andere Stand mehr als gerade dieser? Und ist der Bauernstand nicht selbst weit mehr als der

Staatsdienst überfüllt? Grund und Boden wächst nicht zu, aber neue Aemter und neue Beziehungen und Stellungen des Geistes werden täglich erschaffen. Vielleicht haben Sie sich sagen lassen, daß jede Familie Ihrer Unterthanen durchschnittlich mit acht bis neun Kindern gesegnet ist — was soll aus all den Knaben werden, wenn ungefähr die Hälfte davon Knaben sind? Einer wird für Haus und Hof aufbewahrt, einer wird Soldat, einige werden Handwerker; da bleibt aber noch eine kleine Anzahl übrig, aus denen sich die wohlhabenderen Eltern gern einen vornehmen Liebling auferzögen, ein Prachtstück von Kind, auf das die Familie und die Verwandten mit besonderer Liebe und Hoffnung zeigen könnten — was also sonst anfangen damit? Der Knabe studirt, wird geistlich oder tritt in Staatsdienste. Wie es ihm dort ergeht, ist hier auch wieder nicht die Frage; Sie sagen nur, der Staats-

dienst sei überfüllt. Nun also, bei allen Heiligen, warum wird die große, schöne, ruhmvolle Ehrenbahn der Kunst nicht öfter gezeigt und muthiger eingeschlagen? Warum muntern Sie nicht auf und versprechen im Fall der ärgsten Noth selbst ein williger Helfer sein zu wollen? Dem überfüllten Staatsdienste werden weniger Geister zuströmen, wenn man für die Kunst mit mehr Eifer Talente werben und ihr immer frische Kräfte aus dem Volke zuführen will."

„... Sie würden mit weniger Eifer in dieser Sache geredet haben, wenn Sie das Volk hier besser kennten."

„Weil ich dieses Volk hier sehr gut kenne, habe ich es so lebhaft in Schutz genommen."

„Ich kann Sie abermals versichern, daß ich mir kaum mittelmäßige Beamte hier werbe."

„Das könnte für die Kunst gerade eine gute Vorbedeutung sein."

„Ich hätte kein Talent, welches mir em-

pfohlen werden konnte, ohne Aufmunterung und Hilfe gelassen.“

„Sie haben das erste, welches sich Ihnen zu nahen wagte, kurz und gut von sich gewiesen — ich will nicht sagen aus tadelnswerther Absicht, Sie haben es in Ihrer Art vielleicht gut gemeint — aber es ist doch nicht zu Ihrem Vortheile ausgefallen.“

„Wie, was meinen Sie?“

„. . . Sie erinnern sich vielleicht noch eines Knaben, den vor funfzehn Jahren in der Residenz mit einem Bittgesuche zu Ihnen kam und zitternd eingestand, er sei der Sohn eines Unterthans aus dieser Gegend und dem Verhungern nahe; wenn man ihm nicht auf irgend eine Weise zu Hilfe kommen würde, müsse er aufhören, die Akademie zu besuchen, wo er ein halbes Jahr her trotz aller Entbehrungen fleißig gezeichnet habe; er legte dabei die Beweise seines Fleißes und seines staunens-

werthen Fortschrittes vor und ein akademisches Zeugniß sprach dem Kleinen überdies so eifervoll das Wort, daß es mindestens höchst sonderbar erscheinen mußte, wenn man den Knaben unbeachtet ließ, um so mehr, als ihn Frost und Hunger sichtbar aufzureiben drohten . . . Herr Graf, was thaten Sie nun? Hier lag doch das Talent, das bewiesene und bestätigte und abermals bewiesene Talent am Tage — und was thaten Sie? „Wenn dein Vater selbst kaum zu nagen hat" sagten Sie „warum schickt er dich in eine so große theure Stadt, wo du verhungern oder anderen Leuten zur Last fallen mußt? Ich kann nicht dulden, daß mein Unterthan hier so nothleiderisch herumzieht; da hast du Zehrgeld auf den Weg, mach' heim und lern' ein Handwerk, das ist besser für dich, oder bleibe, was dein Vater ist; hier in der großen Stadt ist nichts für dich zu suchen." Bitterlich weinend ging der Kleine über die

Treppe hinunter und beschloß doch lieber zu verhungern als heimzukehren, und siehe, kurz darauf wurde er als guter Kamerad eines Kaufmannssohnes in dessen Elternhaus genommen, wohl gekleidet und gepflegt und liebevoll warm gehalten, und nun strebte er rüstig weiter in der Kunst, bis er öffentlich hervortrat und mit freudigem Erstaunen allgemein begrüßt ward... In Ihrem Kabinete, Herr Graf, hängt ein Bild, vorstellend ein schönes, weites, auenreiches Stromgebiet, im Hintergrunde durch ein dämmerndes Gebirge eingeschlossen; die Landschaft ist vom Künstler aufgefaßt im Augenblick des Sonnenunterganges, der Landmann kehrt vom Felde heim mit seinen Heerden, alle Häupter sind entblößt und alle Hände sind gefaltet, denn es ist die Zeit der heiligen Abendglocke und aller Lärm und alle Arbeit ruht; die Sonne sendet nur noch zwei röthlichgoldne Flammen zwischen den Bäumen des Ge-

birgs herüber — mit Wehmuth füllen sie das Herz, indem man sie betrachtet, sie deuten an, wie schwer die Sonne scheidet. Klar ist der Abendhimmel und vom Abendscheine wunderbar durchglüht, man kann kein Auge mehr davon verwenden, wenn man einmal hingeblickt, es ist, als sähe man ins Tiefste aller himmlischen Geheimnisse und jetzt und jetzt müsse sich Etwas dort begeben, das uns vor Seligkeit die Sinne fast vergehen und unser Herz in Wonne schwelgen mache, die nur die Heiligen des Himmels kennen; man sieht hin und wieder hin und wird nicht satt und wird darnach nur immer wärmer, sehnsuchtsvoller. Nur ein leichtes Wölklein, golddurchglüht, schwebt einsam über dem Gebirge in der Abendluft wie ein Abschiedsfähnlein von der Sonne losgelös't und nun über allen Ländern flatternd; das Wölklein erleichtert das erschütternde Ermessen, wie weit, wie endlos weit das Auge an ihm vorüber noch in die Tiefe

eines heiligen, unnennbaren, seligen Abendhimmels bringt. Senkt sich das Auge endlich thränenfeucht und selig von diesem Anblick auf das abendliche Erdendunkel nieder, so wird man mit andachtsvoller Wehmuth inne, diese Erde sei doch die eigentliche Heimat nicht für unser Herz, obwol man eingesteht, auch sie ist schön und schöner noch, als wir mit unseren Schwächen sie verdienen. Betrachtet man sie dann genauer, so ruft man aus, sie ist doch ein Paradies, ein dunkleres nur als über jenem Abendhimmel, man muß nur fromm empfinden wie dort und hier der andachtsvolle Landmann, der entblößten Hauptes heimwärts schreitet und lächelnd mit verklärten Blicken auf dem Abendhimmel ruht... An diesem Bilde hängt Ihr ganzes Herz; zu diesem Bilde kommen Sie, wenn Sie Andacht fühlen wollen, und Stunden lang können Sie in Betrachtung gegenüber sitzen; ängstlich halten Sie es verschleiert, je-

des Stäubchen wehren Sie mit Sorgfalt ab und daß sich keine unberufene Hand damit zu schaffen mache, ist Ihrer Dienerschaft aufs strengste untersagt, dem Bilde nur zu nahen. Sie haben dieses Bild mit Golde aufgewogen und rührend ist's, mit welcher Andacht Sie's dem Fremden als besondere Gunst enthüllen; ist der Schleier weggehoben, dann stocken Ihre Worte, Ihre Blicke feuchten sich und lange ist es nicht gerathen, Ihr Sinnen und Betrachten dann zu stören. In einer solchen Stunde heiliger Bewunderung sagten Sie vor kurzem noch zu mir: „Ja, das ist doch wahr: das Höchste, was der Mensch hier leisten kann, geschieht doch durch die Kunst; ein Spiel nur scheint sie und ist Schöpferin — alles Andere ist blos verständiges Trennen und Zusammenfügen dessen, was vorhanden ist; ein Ebenbild Gottes auf Erden ist doch der Künstler nur…" Nun, Herr Graf, dieses Bild, wel-

ches Sie so tief begeistern kann, ist von jenem armen Jungen gemalt, welcher vor funfzehn Jahren über sein Lebenselend weinend in der Residenz vor Ihnen stand... Sie sehen also, auch dann und wann ein Meistertalent wäre auf Ihrem Gebiete zu entdecken, wenn man sich nur die Mühe nehmen wollte, es aufzusuchen und das Gefundene mit Freuden zu ermuntern, zu unterstützen..."

„... Wie ich von der Kunst denke, haben Sie mir eben mit meinen eigenen Worten bewiesen. Gern gestehe ich ein, ich bin erschüttert, ein solches Talent nicht im Keime schon beachtet, ermuntert, unterstützt zu haben; ich hätte mir den schönen Ruhm eines würdigen Mäcens mit diesem Einen Falle schon erwerben können. Doch wollen Sie unterscheiden, daß die Einen die Kunst verehren und befördern, indem sie ihr Talente schon im Keime werben und pflegen, bis sie blühen und Früchte

tragen; die Anderen, indem sie Schöpfungen der reifen Kunst erst lieben, würdigen und — kaufen. Habe ich das Eine auch versäumt, so darf ich mit dem Andern mich wol trösten. Mit Golde im wahren Sinne habe ich sein Bild dem Künstler aufgewogen."

„Die Ansicht ist zwar vornehm, doch find' ich sie bequem und kühl; dazu wäre übrigens nicht nöthig, daß Sie Gebieter über dieses Land hier sind und mit den Menschen zu schaffen haben, welche es bewohnen. Als Sie das Gemälde mit Gold aufwogen, haben Sie vielleicht nicht daran gedacht, welche Wohlthat oder welche Freude Sie dem Künstler mit Ihrem Golde machen wollten; man kann mit seinem Angebote so hoch gehen, um seine Mitbewerber schnell genug zu schlagen, bevor ein Fürst mehr anbietet als man selbst, ein Mäkler aber mehr als der Fürst, weil er auf einen König rechnet, der ihm seinen guten Vortheil

bei dem Wiederabkauf bieten wird. Ein Kunstwerk aber (und das ist die Ansicht jener, welche die Kunst nicht achten bloß, auch innerlichst erfassen) sollte eigentlich nicht käuflich sein und nicht verkäuflich; ein Kunstwerk ist ein unschätzbares Stück der Künstlerseele selbst und wie man Liebe, Freundschaft, Treu' und Glauben nicht verkauft, so sollte auch ein Kunstwerk nur verschenkt an jene werden, welche ohnedies des Künstlers Herz im voraus schon besitzen."

„Der Ansicht wäre ich wol auch, wüßte ich fromme Wünsche nicht von dem zu scheiden, was man Wirklichkeit, was man Leben nennt."

„Die Wirklichkeit, das Leben zu regieren, ist der Mensch doch Meister dieses Lebens; aber er liebt behagliche Gewohnheit mehr als Neuerungen, die sein höchstes Wohl betreffen — und so muß denn auch im Leben so Vieles frommer Wunsch nur bleiben."

„Der Einzelne kann nicht für Alle; drückt die ganze Masse abwärts, so erheben sich die Einzelnen vergebens."

Denkt Jeder so, dann ist Alles Eine träge Masse und verloren geht der Zweck der Welt. Ich aber seh' das Uebel nur darin, daß nicht ein Jeder bei sich selbst beginnen mag, sein eigener Hohepriester und König zu sein in diesem heiligen Reiche Leib, denn nicht gering sind seine anvertrauten Unterthanen: die Gedanken und Gefühle; regierte sich ein Jeder weise, dann wären ja auf einmal Millionen rüstig, die zum Höchsten strebten, und näher stünden wir dem Zweck der Welt."

„Sie sprechen eine Ansicht aus, die mich unerwartet von dem Vorwurfe befreit, als sei es an mir allein gelegen, wenn mein Unterthan im Ganzen wenig bietet, das den Geist erfreuen könnte, denn Sie sagen, es rege und rette sich ein Jeder selbst. Dabei fallen mir

jene Weltverbesserer ein, welche nur immer Regierungen und ganze Staaten im Munde führen, als läge es an denen allein, daß es mit der Weisheit der Menschen im Ganzen nicht recht vorwärts, nicht recht werden will."

„Meine Ansicht geht Hand in Hand mit der, welche jene Weltverbesserer im Munde führen; denn wer vermag sein eigener Lehrer zu sein als nur der, welcher durch Umgebung, Leitung, Bildung eine gewisse Stufe erreicht hat? Und wer hat diese Mittel, Menschen zu leiten und zu bilden, in den Händen als eben die Regierungen, die wohlgeregelten Staaten? Nur wahre Bildung führt zur Humanität und Humanität ist aller Bildung Blüte. Man leite Jeden gewissenhaft zur Entwicklung, zur Freiheitsliebe und Freiheit an, statt Jeden gewissenlos davon abzuhalten. Wenn jene Weltverbesserer nicht immer selbst die Muster alles Großen und Guten sind, so wird man es doch lo-

ben müssen, daß sie für das Gute fechten, und ich kann nicht umhin, meine freudigen Hoffnungen für die Zukunft gerade deshalb auszudrücken, weil ich die Welt so weit fortgeschritten sehe, daß sie es für Ehrensache hält, für das Gute zu kämpfen, wenn sie auch die gute noch nicht ist... Was der Staat im Ganzen und Großen, das haben Sie hier im Kleinen und Besondern zu erfüllen. Sie bilden einen Staat im Staate, Sie sind hier ziemlich unumschränkter Herr; Sie machen sich Ihre Stellung auch sonst recht gut zu Nutze, warum gerade da so ängstlich und bedacht sein, wo es gilt, durch eine höhere Sorgfalt für das Wohl des Unterthans bei diesem einen Zustand herbeizuführen, der wahrhaft menschlich, der vernünftig genannt werden müßte? Mit dem Staate ginge auf diese Art dasselbe vor wie mit der Menschheit, wenn jeder Einzelne vernünftig, human geworden wäre; denn machten alle kleine Herr-

scher des Einen Staates ihre anvertrauten Seelen frei, der Staat im Großen wäre frei und gerettet und trotz der Sünden der Geschichte eine Wohlthat derer, welche ihn bewohnen."

„Ich will eine Ansicht nicht tadeln, welche so schön und menschenfreundlich klingt, ich will nur eine Antwort geben, die sich mehr an das Mögliche, an das Wirkliche hält, als an den wohlgemeinten Flug Ihrer dichterischen Ideen. Anders sieht bald Alles aus, wenn Sie betrachten wollen, was die Geschichte dieses Ländchens ist und was für dasselbe bis auf meine Tage nach und nach geschehen ist. Eine Gegend voll Sumpf und Wald, ganz Wüste und Verwilderung empfingen sie meine Ahnen als Lohn für wichtige Verdienste und an ihnen lag es erst, ein fruchtbar lichtes Land dem finstern Urwald abzuringen. Fleißige Menschen mußten erst gerufen, unterstützt und angeleitet werden,

endlose Kosten waren im voraus nöthig ohne Aussicht auf baldige Zurückerstattung. Sehen Sie sich um; von friedlichen Dörfern blinkt es rings herum, die Arbeit ist geregelt, das Land ist wunderbar benutzt und wo kaum hundert Menschen einstens Nahrung fanden, da regen sich jetzt Tausende und haben, was sie brauchen, und verdienen, was sie mäßig wünschen können. Erlauben Sie — das hab' ich so schon überkommen, rastlose Großväter und ein reger Vater haben diese Güter hier so weit gebracht, ich will mich dessen auch im mindesten nicht rühmen. Doch daß ich meiner Ahnen Fleiß als mein Verdienst nicht brauche auszugeben, erwähne ich nur das: Seit ich mich hier Gebieter nenne, wähle ich meine Diener und Beamten nur aus meinen Unterthanen, zahle ich jährlich ein Bedeutendes für Verbesserung der Schulen und der Kirchen, helfe ich selbst die Priester wählen und verpflanze jeden neuen

Vortheil, den der Oekonom entdeckt, auf meinen Grund und Boden. Ich glaube, das ist auch Etwas und ich darf's als etwas Gutes wol erwähnen. Was aus diesem Gebiete, das wir nun benutzt und fruchtbar sehen, ohne meiner Ahnen Fleiß geworden wäre, überlass' ich Ihnen zu bedenken."

„Ich bedenke nur, was aus jenen Länderstrecken geworden ist, die nicht ein edler Vorfahr angefangen hat zu nützen und zu pflegen. Man sieht jetzt auch so gut wie hier die schönsten Dörfer blinken, findet Menschen, wohlhabender als hier, Gesetze, minder drückend als die Ihren, Sitten, freier und anmuthiger als hier. Dort mahnen keine Spuren an Leibeigenschaft wie hier; dort hat der Menschenfleiß den Menschen reich und frei gemacht, hier hat er sich für seinen Herrn bemüht seit hundert achtzig Jahren und blieb in Banden. Sein Herr ist reich, die Kosten der Urbarmachung sind

ums Millionenfache eingebracht — allein die Geld- und Leibesdienste dauern fort, als wär' das Volk verdammt, das, was es leistet, schnell vergessen und was es einmal leiden mußte, sich verewigen zu sehen. Wie? Für Verbesserung der Schulen zahlen Sie? Ich weiß es, ja; allein es werden Dächer und Wände ausgeflickt, die Lehrer mögen fast verderben. Für Erhaltung der Kirchen wird gesorgt und jede Wahl der Priester überwacht? Wie so kommt es dann, daß Kirchen so verwahrlos't stehen und Priester ihre Gemeinden reizen, quälen, verdummen, verderben, mishandeln dürfen? Aus Ihren eigenen Unterthanen erziehen Sie sich die Beamten? Um so schlimmer! So wüthen diese in ihrem eignen Fleisch und Blut und verweigern den Rechtsspruch, zerbrechen durch elende Martern eines elenden Großherrnspielens den ehrlich-graden Charakter Ihres Unterthans? Nein, nein! Ich will nicht wei-

ter gehen. Ich will nicht nennen, was ich sonst noch wüßte — auch Ihnen möchte ich nicht allzu große Schuld aufbürden. Was Sie erwähnten, ist zwar Etwas, was Sie, gering gerechnet, schuldig sind, indessen könnte es in seinen Folgen manches Gute bringen. Anders aber, dünkt mich, würde der verfahren, der über Alles, was Sie besitzen, als ein großer Menschenfreund und Künstler — als Schöpfer verfügen wollte!"

„... Sie fliegen einem Ziele zu, ich will nicht stören; lassen Sie doch hören."

„Sehen Sie, ein Beispiel liegt uns nahe. Wer in der Residenz Ihr Lieblingsbild betrachtet, der sendet seine Phantasie nach allen den schönsten Ländern aus, läßt sie in Spaniens heiteren Thälern suchen, dem auenreichen Donaustrome folgen, auf den Rhein mit Ahnung blicken, meint in der Provence das schöne Land zu finden, welches auf dem Bilde unser Herz

mit Paradiesesfreuden füllt — wer sollte glauben, daß dem Künstler keine andere Landschaft zum Musterbild gedient habe als — diese hier, des Künstlers liebe Heimaterde mit dem kleinen Flußgebiet und jenem dunklen Waldgebirge dort? Und dennoch ist es so . . . Blicken Sie um sich, dort geht die Sonne eben nieder, wehmuthsvoll und lächelnd blickt sie durch die Bäume des Gebirgs herüber und von Purpur und von Strömen Goldes stralt der ganze Abendhimmel; hören Sie, wie dort und hier das Abendläuten durch die Lüfte zittert, es ist die Zeit der frommen Abendglocke und der Landmann kehrt still betend heim an seinen Friedensherd, die ganze Heiligkeit des Augenblickes dringt mächtig auch in unsere Seele. Aber welch ein kleines Bild legt diese Landschaft uns vor Augen gegen jenes, von Künstlers Meisterhand erzeugt? Sehen Sie den kleinen Fluß durch die Landschaft rinnen, kleine

Auen nur umdämmern seine Ufer und das Gebirge liegt uns hier so störend nahe! Was ist unter Künstlers Hand aus allem Dem geworden! Mit welcher Kunst und Liebe ist dieses Land in schönere Strecken ausgedehnt, das beengende Gebirge in nebelhafte Ferne hinausgerückt, der kleine Fluß in einen Prachtstrom umgeschaffen, in dessen königlichen Wogen sich reiche Auen widerspiegeln? Heimatliebe! Heimatliebe! und du, o Geist der schönen Künste, der selbst das kleine Sichtbare einer höhern, ungeahnten Größe still, liebevoll, erschütternd entgegenwachsen läßt — ihr allein habt dieses Wunder so vollbringen können! Weil der Künstler nie vergessen konnte, daß ihn hier ein liebend Mutterherz an sich gedrückt, daß er hier der Väter süße Sprache zum ersten Mal vernommen; weil er auf dieser kleinen Heimaterde den ersten Lebenstritt versucht und weil ihn hier die ersten Kinderspiele unterhalten ha-

ben, kehrte er nach langen bitteren Leiden seiner Künstlerfahrt zurück, erneuerte den Göttereindruck früher Kinderjahre und verewigte diesen Boden durch ein rührend hohes Meisterwerk der Kunst... Wie nun, Herr Graf? Auch Sie sind hier geboren, auch Sie hat hier zum ersten Male ein Mutterherz in Liebe warm gehalten; Sie sind in einem Hause des Glücks und Ueberflusses aufgewachsen, Ihr erster Blick, den Sie umher gethan, zeigte Sie gleich reicher als tausend Andere, zeigte Sie geehrt, geachtet, gefürchtet und geliebt, bevor Sie alles Dessen würdig heißen konnten. Wie viel mehr Grund also hätten Sie, dies Heimatland zu lieben als jener Künstler, den früh genug der Armuth schwerer Drang dem Vaterhaus entzogen hat? Wie kommt es, daß Sie nicht auch dies theure Heimatland verewigen durch ein Schöpfungswerk der Liebe? Der Maler hatte nur die todten Gegenstände der Natur, des

unbewußten Lebens für seinen Zweck zu nützen — Sie aber haben hier den Menschen zur Verfügung und das könnte ein Kunstwerk geben, das Sie verherrlichte für alle Zeiten!"

„... Ich kann dies Beispiel nicht ganz gelten lassen. Groß ist die Kunst zwar, Gegenstände der Natur mit Meisterschaft zu schöner Einheit aufzufassen und so die schon vorhandene Schöpfung nachahmend abzubilden; wie ich diese Art der Kunst verehre, wissen Sie. Anders ist es, mein' ich, Künstler sein am Menschen selbst, denn wer im Leben mit Menschen künstlerisch verfahren will, der muß ängstlich erst versuchen; Ideen, nach denen er verfahren soll, die können ihn verwirren, er hat, um es kurz zu sagen, noch kein Muster für sein Werk, so wie der Maler, vor den Augen."

Ein leidenschaftlicher Drang wollte hier Walter zu einer stürmischen Antwort hinreißen,

doch wußte er sich noch zu fassen und sagte nach einer Pause nur mit ernstem Lächeln:

„... Zwischen deutschem Himmel und deutscher Erde ist die Atmosphäre von jeder Ideenherrlichkeit geschwängert, die aus den weisen und dichterischen Gemüthern aller Zeiten und Länder aufgestiegen ist, aber wieder nur weise und gelichtete Gemüther reichen bis hinauf, jene Geistesdüfte, welche doch für jedes Herz bestimmt sein müssen, einzuathmen. Was kann jetzt nöthiger und erwünschter als Vermittlung sein, die den hohen Geist der deutschen Atmosphäre in lebendig schöne Form verdichtet und wie sanften Frühlingsregen niederfallen macht auf das gesunde Volksherz, daß er es tief durchdringe und für eine Zeit, die kommen wird, befruchte? Freilich, um das zu können, ist vor Allem nöthig, daß man den hohen Geist der Zeit auch ganz b e g r e i f e und a u f s i c h s e l b s t i m T i e f s t e n w i r k e n l a s s e — Und

wer das an sich erlebt, der wird nicht weiter fragen, was ihm obliege, leicht werden ihm alle seine Pflichten klar ..."

Der Graf schien nicht so sehr um eine Erwiderung verlegen als vielmehr bedenkend, die er hatte, auszusprechen; so fuhr denn Walter mit demselben ernsten Lächeln fort:

„Sehen Sie, Herr Graf — ein Beispiel liegt auch hierin nahe ... Als ich Sie vor meiner Abreise aus der Hauptstadt das letzte Mal besuchte, traf ich Sie über den Inhalt eines Buches so in Theilnahme befangen, daß es schwer hielt, Sie auch im Verlaufe unsers Gespräches davon abzubringen; Alles, was angeregt und gesprochen wurde, schien Sie immer wieder auf den Inhalt jenes Buches zurückzuführen, Sie wurden nicht müde, sich zu äußern: „Ja, wenn es im Leben wie in diesem Buche um das Volksherz stünde, eine hohe Freude wäre es, Unterthanen sein zu nennen,

ihr Gebieter, ihr Lehrer, ihr Freund zu sein; da ginge keine Mühe und keine Weisheit verloren, welche man dem Volk zuwenden möchte, und die höchsten Pflichten wären es, dem Volke in unseren Tagen wirklich alle Pflege und Liebe zuzuwenden. Aber, fügten Sie hinzu, das Volk ist weit entfernt, so zu sein und sich äußerlich so zu geben; der Dichter greift aus seiner Brust seine verklärten Gestalten und kümmert sich wenig, wo der Leser sie im Leben wieder finde. Ich meinerseits bedaure, nachdem ich dieses Buch gelesen, daß mein Unterthan so weit entfernt ist, diesem Ideal zu gleichen ..." Noch viel Aehnliches fügten Sie hinzu und ich hielt damals nur mit Mühe eine Erwiderung zurück, welche ich besser auf diesem Grund und Boden anzubringen hoffte. Hören Sie also, daß in jenem Buche niemand Anderer dargestellt ist — als Ihr Unterthan und daß der Darsteller selber einer Ih-

rer Unterthanen ist. Nur was wirklich ist, hat der Dichter zur poetischen Verklärung erhoben und hat damit gezeigt, wie das Volk auch äußerlich erscheinen würde, wenn die Machthaber und Pfleger darauf sehen wollten, den tiefen, herrlichen Quell eines freien, unverkümmerten Volkslebens durch die rechten Mittel ans Tageslicht zu locken, anstatt ihn ewig durch tausendfache Tyranneien der Befehlsspielerei und schlechten Unterrichtes in die stille Tiefe jeder einzelnen Volksbrust hinabzuscheuchen. Die Aufgabe ist nicht leicht, sie würde mindestens eine große Umwandlung der gegenwärtigen Verhältnisse fodern; vor Allem aber wäre dem Beispiele des Dichters zu folgen, der, selbst ein Kind des Volkes, dessen geheimstes Thun und Denken mit stiller Liebe kennen lernt, erfährt, was es im tiefsten Herzen empfindet, was es ahnet, wünscht, wie es sich freuet und wie es weint. Kein Touristen-

Ohr und Auge merkt im eiligen Vorüberfluge, was ein Volksherz innerlichst erfüllt; es verschließt sich ihm, weil es mit gutem Grunde argwöhnt; nur auf den Spiegel der eingebornen Poetenseele fällt das reine Bild des Volksgemüthes, jede feinste Regung zittert drauf wie in der Volksbrust selber. Nun braucht es sich nur die höheren Bedingungen eines freiströmenden Volkslebens gewähret denken und vor seinem Dichterauge werden Gesichte wirklich, die niedergeschrieben mit wunderbarer anheimelnder Macht den Leser erschüttern. Ihr, die ihr blanke Schlösser mitten unter euerm Volke bewohnt, schließt euch da nicht gar zu vornehm ab oder entflieht nach den Mauern eurer Hauptstadt, bevor ihr auch wie ein Kind der Heimat euch zu Hause eingelebt und euere Herzen hier erwärmt habt; erreicht ihr später dann mit großer Leichtigkeit Aemter, Würden, Macht und Ansehn, so benutzt sie

auch mit einem Hinblick auf das höhere Wohlsein eures Volkes; sucht dem Volke freiere Blicke gegen den Himmel auszuwirken, edlere Haltung gegen übermüthige Erdenmacht zu gewähren, lehrt es für seinen eignen Herd reden und hört es an, zeigt dem Volke Etwas, wofür es sich mannhaft begeistern darf, verfahrt wie jener Maler Ihres Lieblingsbildes: erweitert vor dem Geistesauge eures Unterthans dies Heimatland zum großen deutschen Vaterlande mit breiteren und auenreicheren Strömen, mit höheren und schöneren Gebirgen, bewohnt von blutsverwandten Brüdern von einem Ende zum andern! So werdet ihr eines Tages euer Volk finden — geworden, wie es euch die Dichter zuerst prophetisch in ihren Büchern vorgeführt, und ihr werdet euch dann die echten, die wahren Künstler auf Erden nennen dürfen. Gern wird sich der Dichter dann begnügen, die zweite Rolle zu spielen und aufzuzeichnen,

was ist, und der Zukunft zum Muster aufbewahren, was gewesen ist. Aber laßt ihn jetzt nicht allein mit seinen frommen Phantasien, sagt nicht, das helfe nichts, damit sei nichts gethan! Soll der Dichter mehr thun als seine Träume zeichnen, so tretet ihm auch euere Macht ab; wollt ihr aber euere Macht nicht lassen, so gesteht doch ein, daß er das Wort zu sprechen und ihr es ins Werk zu setzen da seid!"

Nach einer langen Pause erwiderte der Graf:

„... Nun gut, ich möchte nicht, daß Sie umsonst geredet hätten... Wo aber nun beginnen? Wo find' ich jenen Maler, der mir mein Lieblingsbild gemalt? Ich will vergüten, weil ich ihn so sehr gekränkt..."

„Das wird sich schwerlich machen, denn im Herzen jenes Malers hat das einstige Zusammentreffen mit Ihnen und noch spätere Er-

fahrungen in der vornehmen Welt eine Herbheit erzeugt, die Nichts mehr versüßen wird. Von dieser vornehmen Welt will er nichts mehr wissen, er sagt, es sei ein herzloses, eingebildetes, verzogenes Geschlecht und tauge durchaus nicht, mit einem freien Künstlerherzen zu verkehren, denn dieses kenne nur den Adel der Seele und sonst keinen. Er sagt, dieses vornehme Geschlecht meine, die Welt sei nur seinetwegen da und der höhere Schwung der Künstlerseele ergehe sich nur in schönen Werken, um sie ihren Blicken voll Kälte und Lüsternheit zur Kurzweile vorzuwerfen. Sie sehen, wie einseitig und doch mit vielem Recht sich der gekränkte Künstler da ergeht und wie schwer es halten möchte, ihn milder umzustimmen... Um ihn sei Ihnen auch nicht weiter mehr zu thun; er ist berühmt und gar wohl aufgehoben."

„Aber der Poet? Was thu' ich ihm zu Liebe? Poeten sind sonst keine reiche Leute,

wie glauben Sie, daß ich ihn erfreue? Er ist doch auch ein Eingeborner, der mir das Völklein so verklärt geschildert hat? Hätte ich auch ihn auf irgend eine Weise unsanft angelassen? Meines Wissens hat sich nie ein Dichter bei mir melden lassen."

„Erlauben Sie, das möchte ich ihm auch nicht angerathen haben. Nein, Herr Graf, der Poet, von dem wir reden, hat Sie stets vermieden, weder als armer Schlucker, noch als Narr mochte er Ihnen kommen, am allerwenigsten fand er solche Aufwartung einem Poeten von Charakter angemessen. Er schrieb sein Werk und machte kein Geräusch und mit einem: „Gott segne dich, mein ehrlich Walten" trat er hinaus damit ins Leben, vor den Leser hin, der Stimme seines Volkes seine That und seine Hoffnung anvertrauend. Und der Segen war mit ihm! Nun fühlte er, wie herrlich es ist, sich frei und offen mit seiner

That hinauszustellen, anstatt sich seinem Volk durch Mittler, Helfershelfer, Protectoren aufzudrängen. Nun war sein Glück gemacht; die Freude machte neue Dichterquellen rauschen; der Gedanke, daß nun Tausende begierig horchen, was er ferner Schönes und Gutes bieten werde, hob und stärkte sein Gemüth, befeuerte seinen Muth, ließ ihn wohl erwägen, was er der Menschheit nützen oder schaden könne, wenn er Wahrheit oder Gleißnerei für seine Schöpfungen erwähle. Bald genug wurde es ihm deutlich, Charakter fodere man heut zu Tage vom Dichter und ein Charakter nur heiße der wahre Dichter; denn es ist genug des weichlichen Gejammers, der gleißnerischen Verfälschung aller Wahrheit, jener sklavischen Nachzirklung alter Muster, die nur groß sind, weil sie Spiegel ihrer Welt bedeuten, aber übertragen auf unsere Zeit zum jammervollen Zwitterbilde werden und zusammenpassen wie

Pariserhut und Römertoga, wie Glacéhandschuh und blanke Stahlrüstung. Unsere Zeit hat ihren eignen Inhalt und braucht ihre eigenen Formen auch; wer sie noch nicht begreift oder nicht zu fassen wagt, der warte ab, bis ihm größere Talente erst die rechten Muster aufgefunden haben, dann allenfalls helfe er den entdeckten Reichthum ans Licht befördern, ordnen, würdigen!.. Doch wohin gerathe ich? Von dem Poeten wollte ich erzählen, der sich auf den Flügeln der Begeisterung in die ferne Zukunft fortgeschwungen und sein Heimatvölklein dargestellt hat, wie es einst erscheinen wird: gesund an Leib und Seele, frei, wahrhaft fromm, gemüthvoll, fröhlich, stark und über seine eigenen Rechte klar und wachsam — war da zu hoffen, daß sich der Poet jemals mit Ihnen verstehen werde?.. Herr Graf, wenn Sie dem Maler und dem Poeten wirklich eine Freude machen wollen, so lassen Sie den Geist

ihrer Werke auf Ihre Meinungen und künftige Bestimmungen von Einfluß werden, vielleicht kommen sie Ihnen, wenn Sie sich als edler Künstler an Ihrem Unterthan versuchen, von selbst als gleichstrebende Männer entgegen und reichen Ihnen ihre Freundeshände. Erst aber müssen alle Lasten fort, die den Unterthan auf ungerechte Weise drücken, eine Verfassung der Gemeinden muß ins Leben treten, die vernünftig ist und Rechte sichert, die dem kleinen Staat im Staat gebühren, der Unterricht muß besser, die Lehrer gut besoldet, die schlechte Priesterschaft von Unterlassung oder Uebertreibung ihrer Pflichten durch weise Gesetze und immer wache Uebung derselben abgehalten werden. Der Beamte muß in seine Schranken mit Ernst zurückgewiesen werden, er ist ein Diener des Staats und der Staat ist eine freie Gemeinschaft aller Staatsbewohner. Dem Volke gehört vernünftige Lectüre, daher muß die Presse

frei sein und das Volk durch freies Wort erzogen werden. Allein dazu gehört, daß die Regierung sich selber vernünftiger gestalte: ein unverletzlich Oberhaupt, verantwortliche Minister, gleiche Vertretung der ganzen Nation am Throne, Gleichheit vor Gericht, öffentliches Gerichtsverfahren, Reform im Kriegerwesen — und schließlich: Deutschlands Einigung, Deutschlands kräftige und freie Nationalvertretung! Das ist der Gang, die Foderung der Zeit! Der Adel, der bei uns so viel bedeutet, höre diese Foderung der Zeit und folge ihrer Richtung — und verewige und erfrische sein Dasein; oder er fahre fort, ungerechte Rechte auszuüben, die besten Ämter zu besetzen, den Fortschritt zu verhindern, in ein glänzendes Taumelleben aufzugehen — und mit jedem Tage mehr ein verächtlicher Schatten zu werden. Denn die Zeit geht ihren festen Schritt und wer sie nicht erfassen oder hindern will, über

den geht sie hinweg mit Riesenschritten oder macht aus blühenden Leben todte Schatten."

Der Graf stand eine Weile ruhig da und schwieg erbleichend; dann faßte er Walters Hand mit Heftigkeit und sagte:

„Guter Freund, bis zu welcher Schwindelhaftigkeit verirrt sich Ihre Ansicht! Wissen Sie, wo Sie dieses sagen? Wissen Sie, wie es in unserm Lande steht? O man sieht, Sie sind ein Neuling noch in diesen Landesgrenzen! Lassen wir das gut sein. Es ist gesagt und sei auch schon vergessen. Wir bleiben Freunde — aber nimmermehr von diesen Dingen!"

„... Herr Graf" sagte Walter nicht ohne einige Bewegung „jetzt merk' ich mit Bedauern, Frankreichs schreckliche Erlebnisse hat die Weltgeschichte vergebens als Warnungstafeln für die Zukunft aller Nationen aufgestellt... Nun hab' ich weiter Nichts zu sagen..."

Walter erinnerte, daß er Se. Excellenz schon allzulange von der Rückfahrt in sein Schloß abgehalten habe, und begleitete ihn bis an den Wagen.

Hier sagte er: „Wir werden uns schwerlich mehr vertrauter sprechen, Excellenz, denn ich habe als Ausländer bis jetzt gegolten und ich kann die Täuschung länger nicht mehr dauern lassen. Auch ich bin einer Ihrer Unterthanen. Indem ich das gestehe, trennen sich wol unsere Wege und Ihre Schwelle bleibt für mich verschlossen. Lassen Sie sich deshalb nicht beirren, thun Sie sich deshalb keinen Zwang an, denn behielte ich Ihre Freundschaft auch — Ihrer Gemahlin darf ich als Unterthan mich nimmer innerhalb ihrer Gemächer zeigen. Ich gebe diese flimmernden Vortheile gern aus freiem Willen auf. So lange ich als Ausländer galt, fremde Sprachen sprach, ein Lied nicht ohne Stimme und Methode sang und

über aristokratische Dinge gefällig reden mochte, ward mir große Gunst zu Theil — der Unterthan verbannt mich von der Schwelle Ihres Hauses. Nicht minder als jener Maler und Poet an Jugendleiden reich, bin ich endlich in einen glücklichen Hafen meiner Zukunft eingelaufen und darf sagen, daß ich, was ich bin und weiß, mir fast allein verdanke. So bin ich denn der Dritte im Bunde, der weder Ihrer Hilfe noch Ihres Rathes theilhaftig doch seinen Lebensweg gemacht hat, und ich muß bekennen, daß für Sie einiges Schmerzliche darin liegen mag, daß nur fremde gute Menschen uns Drei in ihren Schutz genommen haben, während Sie von unserer Existenz nicht eine Ahnung hatten . . . Leben Sie wohl, Herr Graf. Unsere Bekanntschaft im Karlsbade war von mir nicht in der Absicht angeknüpft, um Sie irgend zu täuschen und zu betrüben; das

Meiste hat sich von selber eingeleitet und nur durch mein Schweigen bis zu diesem Augenblicke forterhalten . . . Ade . . ."

6.

Die nächsten Folgen.

Viele Dorfbewohner hatten kurz zuvor von verschiedenen Seiten dem wunderbaren Ereignisse zugesehen, wie ein gräflicher Wagen, von zwei Prachtschimmeln gezogen und mit Kutscher und Jäger in glänzender Livrée darauf, angehalten hatte, wie dann der Jäger und hierauf der Graf selbst abgestiegen und unserm jungen Wanderer Walter nachgegangen waren. Man rief sich zu: dahin zu sehen, das anzuschauen, das Wunder zu betrachten! Größere und kleinere Gruppen waren vor den Häusern und auf Anhöhen zusammengelaufen, um den Schauplatz zu sehen,

wo der Herr Graf den Dorfsohn Walter, als er ihn endlich eingeholt hatte, freundlich bei der Hand nahm und nun mit ihm ein langes vertrautes Gespräch begann. Pahlsen selbst, als er diese freundliche Begrüßung sah, lehnte sich in einiger Entfernung wie träumend an einen Baum und konnte lange seine Sprache nicht finden. Es liefen die Leute um ihn zusammen und bestürmten ihn mit Fragen, die er nicht beantwortete oder gar nicht hörte. Ohne es selbst zu wissen, hatte er den Hut feurig gegen das rechte Ohr gerückt und lehnte mit der Schulter am Baume, leidenschaftlich vorgebeugt, und schaute unbeweglich dem Grafen und seinem Sohne eine Weile zu, die im Gespäche bald einige Schritte hin und wieder gingen und bald stehen blieben. Plötzlich brach er auf und kehrte in sein Haus zurück. Viele folgten ihm lärmend, fragend, unter Ausrufungen nach. In der Stube erst kam sein Herz zum

Sprechen, indem er leidenschaftlich auf und nieder ging.

„... Kinder, Freunde, Nachbarn, wie ihr da seid — laßt mich, laßt mich!“ rief er „Es ist anders, mir ist doch vor einer Weile nicht so gewesen. Jetzt versteh' ich, was man sein kann, was man werden kann, wie weit man's bringt, wenn man das Rechte wird. Pfarrer, Amtmann, kein Mensch hätte mir bewiesen, was mein Sohn ist und kann — versteht einen Vater! Jetzt könnte mir geschehen, daß ich mich selbst nicht mehr kenne... O laßt mich, laßt mich eine Weile... Wenn ich anfang' und geh' so auf und ab, so hitzig wie jetzt; wenn ich trommle an den Fenstern, hinausstürm' in den Garten und wieder zurück und dabei Kluges und Alles rede — so versteht einen Vater! Was thut nicht ein Vater für einen solchen Sohn? Wer hat wieder ein solchen? Wer?..“

So wirkte eine blinde Ehrfurcht vor dem

Grafen auf die Gemüther. Nach diesem Vorfalle wäre jeder Stand, jede Beschäftigung, die sein Sohn gewählt, unserm Vater Pahlsen willkommen und heilig gewesen, denn die Auszeichnung, welche seinem Sohne von Seiten des Grafen eben zu Theil wurde, machte sein Vertrauen, seine Hoffnungen, seine Vaterfreude unsäglich.

Noch eine gute Weile überließ sich Vater Pahlsen in der Stube seinem lauten Herzenssturme, dann aber wurden ihm die vier Wände zu enge, er eilte mit dem ganzen Schwarm Menschen hinterher wieder hinaus nach dem Garten. Hier erfuhr nun auch Mutter Magdalene, was vorgefallen war, und während des besten allgemeinen Durcheinander der versammelten Menge kam nun Walter von dem Grafen zurück.

Alles ging ihm mit Neugier und Verwunderung entgegen; Vater Pahlsen selbst, verlegen und beinahe ehrfurchtsvoll, voran. Seine Rechte

war sogar schon auf dem Wege, den Hut etwas zu lüften.

„Du ... Sohn ..." begann er „sag' mir nur, was ist denn das?.. Se. Excellenz steigt aus dem Wagen — steigt aus und geht dir nach und nimmt dich bei der Hand und drückt sie dir auch, kann sein — und redet mit dir wie mit einem Freund oder Bruder... Sag', was hast du ihm zu Lieb' gethan oder er dir? Wie seid ihr so bekannt geworden? Oder woher bist du denn gar so was Vornehmes, daß du mit dem Excellenz-Grafen so verfreundet thun darfst wie mit einem Bruder? Ich vermein' nicht anders, als ich muß mir über die Augen fahren und aus einem Traum erwachen — o was wär' ein Traum dagegen! Ich weiß gar nicht, wie du mir vorkommst — größer, lustiger, frischer, ganz alert; du bist ja gar mein Sohn nimmermehr — den Hut könnte man völlig herunternehmen, wenn man

nicht wüßte, daß du der Walter Pahlsen doch noch bist!"

„So habt ihr uns zugesehen?" fragte Walter lächelnd „Ihr, Vater, und ihr, meine Mutter, und ihr alle, liebe Leute?"

„Freilich, freilich, was denn sonst?" rief Pahlsen „Aber sag' uns nur, wie hat denn so ein Wunder mit dem Excellenz-Grafen geschehen können? Ich vergess' es mein Lebetag nimmer... Sag', was bist du denn eigentlich? Was hast du denn gar so Besonderes gethan?"

Walter dachte: Welche Kunst, welche Wissenschaft bringe ich jetzt beim Volksbewußtsein in Ansehen, worauf ich dann nützlich weiterbauen kann? Zweifle ich noch? Die ärmste in Anerkennung und doch die heiligste und fruchtbarste Kunst im Leben, wenn sie würdig ausgeübt wird, die Dichtkunst, will ich jetzt in Ansehen bringen. Laut fuhr er fort: „Was ich eigentlich gethan habe, daß Se. Excellenz mein

Freund geworden ist? — Ein Buch habe ich geschrieben!" Die kleine Unwahrheit wurde ihm nicht allzu leicht.

„Ein Buch — ein Buch hast du geschrieben?" sagte Vater Pahlsen „Und wegen eines Buchs hat dich Se. Excellenz auf einmal so zum Freund? Was ist das für ein Buch? Etwa auch ein neues Testament oder ein Ritterbuch?"

„O nein. Ich habe ein Buch geschrieben, denkt euch, in diesem Buche — kommt ihr Alle vor!"

Eine allgemeine Bewegung entstand und Jeder rief mit Verwunderung: „Wir? wir?"

Walter weidete sich eine Weile an dieser allgemeinen Unruhe und Neugier und sagte dann: „Ja, ihr Alle!"

Man sah sich lebhaft an. Einige lachten, Einige errötheten, Einige drängten sich vor, Einige zogen sich zurück, jenachdem sich das Bewußtsein eines Jeden meldete; denn in diesem

Augenblicke war den Meisten nicht anders, als läge ihr geheimstes Denken und Fühlen, Thun und Treiben vor aller Welt offen und preisgegeben da.

Nach einem langen Zögern wagte es Vater Pahlsen endlich zu fragen: „... Nun, mein Sohn" fragte er „was verhandelt denn dein Buch von uns? Was steht darin?"

„Ja wißt" erwiderte Walter „ich kann euch nicht auf einmal Alles so genau sagen, für heute aber erfahret so viel: ich habe euch in meinem Buche vor aller Welt als sehr gut und sehr brav geschildert. So z. B. habe ich in das Buch geschrieben: ihr seid Alle durch die Bank hübsche, starke, gesunde Leute, kaum daß Einem in zehn Jahren einmal ein Finger oder ein Zahn weh thut, und deshalb, habe ich hinzugesetzt, seid ihr bei aller Armuth immer glücklich und seelenfroh, der Herr Graf selber könnte sich ein Muster an euch nehmen, wie man mit Wenigem

zufrieden und dabei wie ein Fischlein im Wasser gesund sein kann. . ."

Vielen verging das neugierige Lächeln etwas und Vater Pahlsen sagte nach einer Pause mit verlegen ernster Miene: „Mein Sohn, das ist recht schön und gut . . . aber du hättest nicht mit dem Finger auf Se. Excellenz zeigen sollen, das wird uns jetzt als Uebermuth ausgelegt werden und wer weiß, ob Se. Excellenz nicht glaubt, daß wir dir so was in die Feder dictirt haben. . . Mein Sohn, das hättest du nicht schreiben sollen. Und das Andere auch nicht ganz so: wir sind nicht Alle schnurgerad und hübsch und wie von Eisen gesund; die viele Arbeit rackert uns doch um Vieles zusammen. Wie viel' alte Männer haben wir denn im Dorf, die nicht ihren Bug auf dem Rücken haben? Geht nicht der Wumser Franz herum, daß es zum Erschrecken ist? So einen Buckel sucht man auf dem ganzen Erdboden umsonsten. Und was

gibt's noch sonst für allerlei Uebel bei uns! Hör' nur einmal im Winter das Husten bei uns an, wenn wir so alle Augenblick von der brennheißen Stube in die eiskalte Luft hinaus müssen und oft nur mit bloßen Füßen in den Schuhen — daran hast du gar nicht mehr gedacht. Jetzt denk' dir aber, der Herr Graf wollte einmal durch unsere Ortschaften fahren und unsere schnurgeraden schönen Gestalten mustern und es käme ihm gerade unglücklicher Weise des Wumser Franzen sein erschrecklicher Buckel in den Weg — Sohn, Sohn, was wird sich Se. Excellenz der Herr Graf dabei denken?"

Alles lachte laut auf, selbst dem Vater Pahlsen zuckte ein Lächeln um den Mund, weil er fand, daß es doch eigentlich lustig ausgefallen war, was er sehr ernsthaft hatte vorbringen wollen. Doch gleich war Alles wieder stille und horchte besorgt, ob im Buche nicht noch Mehreres vorkommen würde, was übertrieben wäre und ihnen schaden könnte.

„Macht euch keine Sorgen deshalb“ sagte Walter sehr erheitert durch die Rede seines Vaters „ich glaube, ich habe in meinem Buche nicht gerade so auf Se. Excellenz hingezeigt, ich habe, glaube ich, nur so im Allgemeinen gesagt: es könnte sich mancher große und reiche Herr ein Muster nehmen, wie man mit Wenigem glücklich sein kann. Auch das von euerer Gestalt habe ich schon so herausgemeißelt, daß man noch ein Plätzchen findet, wo man sich Einen mit einem unglücklichen Buckel hindenken kann. Gebildete Leute wissen ja, daß es in Allem eine kleine Ausnahme gibt. . . Dagegen wird euch das erfreuen, was ich weiter von euch in das Buch geschrieben habe.“

„Ja sag', sag', was steht weiter in dem Buche?“ fragte der Vater.

„Ich habe geschrieben, daß ihr Alle herzensgute liebe Leute seid, daß ihr euch einanrde lieb habet wie Bruder und Bruder, daß niemals

unter euch ein Betrug erhört wird und daß man viele Jahre lang hier leben müßte, um von einem Scheltwort oder sonst von einer Grobheit zu hören. Vorzüglich habe ich gerühmt, daß ihr Alle mit einander treu seid wie lauteres Gold, ihr sagt einander niemals was Unrechtes nach; wenn ihr den Nächsten fehlen sehet, so wollt ihr es gar nicht sehen. Verzeihen, sagt ihr, ist die allerschönste Sache, und einander in der Noth gutwillig aushelfen ist Gott wohlgefällig. Euer Allerbestes aber habe ich auf die Letzt' gelassen. Das ist nämlich, daß unter euch gar niemals ein langohriger Verräther gefunden wird, das ist ein Mensch, der überall herumhorcht und gerne hören möchte, daß Jemand etwas Uebles von der Herrschaft oder von den Beamten sagte, damit er dann geschwinde hinlaufen und es der Herrschaft stecken könnte. Und so habe ich euch als liebe, gute, freundliche, fleißige, kluge, treue und fromme Leute beschrieben, daß alle Welt ein

förmliches Verlangen kriegen muß, euch heimzusuchen, euch zu sehen."

Große Stille und Verlegenheit; nach einer erklecklichen Weile erst nahm Vater Pahlsen den Hut herunter und wischte sich verlegen die Haare in die Stirne.

„. . . Sohn" sagte er „Respekt und viel Dank für dein schönes Lob über uns Alle. . . Ich glaub' auch, wir sind keine schlechte Leute! Aber höre, mein Sohn — ich weiß doch nicht — du hast uns da zu viel Gutes angethan. Du lebst nicht mehr ganz unter uns, alles Böse von deiner Kinderzeit her hast du so viel als vergessen, kann sein, daß dir nur mehr alles Gute vor den Augen steht, und so hast du ein schönes Lob in das Buch geschrieben. Viel Dank noch einmal. Aber du hättest doch auch sagen sollen, daß wir da auch hie und wann einen wilden Streit oder einen grausamen Unfrieden haben, daß es mit der geringen Aushilf' unter einander

auch gar oft seinen Haken hat, ja daß auch manches Haus in beständigem Krieg ist und Kinder mit den eigenen Eltern streiten. Du mußt auch denken, ein so Einer, der dein Buch gelesen hat, könnte auf einmal daherkommen und unsere schöne Herrlichkeit sehen wollen; könnt' ihm nicht gerade zuerst ein Schreien und Raufen in den Weg fallen? Hör' auf, hör' auf, so eine Rauferei und der Wumser Franz mit seinem erschrecklichen Buckel könnte dir dein ganzes Buch in Verruf bringen."

Diesmal kam nur hie und da Einem ein unruhiges Lachen aus oder Einer wagte es leise Beifall zu nicken; man war auf Walters Antwort zu sehr gespannt.

„Nun ja" erwiderte Walter „versteht sich, Vater, daß ich auch da nicht gesagt habe, daß es gar keine Ausnahme unter euch gebe. O, ich habe schon auch manche Anmerkung fallen lassen, daß es dann und wann z. B. doch Einen oder

den Andern unter euch gibt, der mit jeder dummen Geschichte oder mit jedem Wort, das Einer im Rausch manchesmal aussagt, zur gnädigen Herrschaft buckelt und es wie eine göttliche Verheißung ausschüttet — ihr könnt euch denken, daß ich über so Einen schwere Noth schreie in meinem Buch. Gleich habe ich aber hinzugesetzt: Ihr Andern habt den größten Abscheu vor so einem Menschen und es weicht ihm Jeder aus wie Einem, der die Pest mit sich herumträgt!"

Vater Pahlsen setzte ernsthaft seinen Hut wieder auf und sagte: „Das ist recht." Die meisten Männer erhoben nun auch ihre Stimmen, um zu bestätigen, was Vater Pahlsen gesagt hatte. Dabei waren alle Blicke auf den Haltauer Lorenz gerichtet, der sich zwingen wollte auch zu lächeln und Beifall zu nicken. Es gelang ihm aber nicht recht; indem er sich verwirrt dehnte und fortschlich, brachte er nur hervor: „O ... Es gibt derawelchene Leut' schon. .

Wie man's nimmt, kann man's nehmen. . .
Wer ruft mich denn dort bei Namen?"

Walter sah dem Unglückseligen, der sich davonschlich, eine Weile nach und sagte dann, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben:

„Seht nun, so habe ich noch gar Vieles in das Buch geschrieben und wenn ihr es einmal lesen wollet, so wird es euch schon gefallen; besonders wo ich sage, daß man euch zu viele Lasten auferlegt, daß euch die Beamten gemeiniglich wie schlechte Leute behandeln, daß die Geistlichkeit ihre Pflichten schlecht erfüllt und entweder von Butter und Eiern und von dummen Betschwesterschaften, Klosterbauen und anderen Nichtsnutzigkeiten lieber spricht als von den rührend heilvollen Lehren unserer göttlichen Religion und so weiter. Ihr, lieber Vater, laßt euch keine Sorge kommen, daß ich Se. Excellenz damit beleidigt habe, ihr habt ja gesehen, wie er mich freundlich behandelt hat."

„Je nun“ erwiderte Pahlsen „ich bin auch schon zufrieden mit Allem, was du thust, Alles ist mir jetzt recht. Es kann gar nicht schaden, wenn einmal über unsere Steuerlast, über die Beamten, über die Geistlichkeit ein ehrbares Wort verlautet, zu arg ist zu arg, es lauft Alles darauf hinaus, daß wir nach und nach wirklich schlechte Leute werden müßten — zum Glück haben wir mit den Aemtern nur selten zu thun und müssen nur alle Sonntag einmal eine Predigt hören: dazwischen hat man Zeit, das Aufdisputirte wieder abzubeuteln. . . Aber sag', jetzt wirst du doch nicht schon aufhören, Bücher zu schreiben, mein Sohn? Nun ja, wenn das eine solche Ehre ist, wie Se. Excellenz meint, so muß man so Etwas nicht gleich wieder stehn lassen, was? Ich meine nicht. Ist dir seither nichts mehr eingefallen, was du schreiben könntest? Ei ja doch! Das wäre schön. — Was für ein Buch wirst du jetzt schreiben?“

Walter ließ einen sanften, rührenden Blick über das Angesicht der Mutter streifen und sagte dann:

„Jetzt, Vater, will ich ein gar liebes, frommes Büchlein schreiben. Es handelt von einer Mutter, die ihres Gleichen auf Erden suchen muß. Von dieser Mutter hat nämlich vor langer Zeit ein Söhnlein studirt, aber weil Vater und Mutter nicht viel haben zusetzen können, so ist es dem kleinen Studenten immer schlechter und schlechter ergangen, so daß er in der Hauptstadt, wo man die letzten Schulen durchmachen muß, beinahe verhungert wäre. Er hat aber seinen lieben Eltern davon kein Wort geschrieben, bis es ihm auf einmal mit Gottes Hilfe sehr gut ergangen ist und er in einem reichen Hause Aufnahme gefunden hat. Jetzt erst hat er sein Unglück heimgeschrieben und — denkt euch, weil er jetzt gar so freundlich von einer Stadtmutter aufgenommen und gepflegt worden

ist, denkt euch, ist seine Mutter auf dem Lande eifersüchtig auf die Stadtmutter geworden und hat sich darum viel bekümmert und betrübt. Die Geschichte, glaube ich, ist im Tirol vorgefallen und ich will euch noch nicht sagen, wie das Ganze abgelaufen ist — aber denkt euch, was das für ein liebes Büchlein werden wird, wenn ich das recht deutlich und rührend aufschreiben werde! Ich will euch's gleich schicken, wenn es fertig sein wird."

Vater Pahlsen lächelte und dachte: „Da geschieht im Tirol beinahe gerad' so Etwas, was ich in meinem eigenen Haus erlebe. Mir scheint Alles, meiner Magdalene will auch so was zu Herzen."

Mutter Magdalene stand da mit wehmüthig bleichen Wangen und sah mit zuckenden verwirrten Blicken vor sich in die Luft; sie fürchtete ihr Innerstes zu verrathen, wenn sie Jemand in die Augen sehen würde.

Um sie nicht lange einer solchen Verlegenheit auszusetzen, sagte Walter zu den versammelten Leuten: „Es wird spät, liebe Nachbarn, wir wollen heimsehen.“ Und seine Mutter lächelnd am Arme nehmend fügte er hinzu:

„Mutter, ihr habt mir ja heute ein Lieblingsnachtmahl zubereiten wollen — vergessen wir nicht beinahe ganz darauf? Kommt herein in unser Haus. . .“ Die Mutter folgte stille und besorgte mit wunderlichen Gefühlen ein gutes Nachtmahl ihren lieben Gästen.

7.

Die Dorf- und Stadtmutter.

Aber andern Morgens konnte Mutter Magdalene kaum erwarten, bis sie mit dem Studentchen wieder allein durch den Garten gehen und ihr Herz erleichtern konnte.

Sie hatte denselben Brief von ihrem Sohne wieder bei sich, dessen Schluß ihr das Studentlein schon gelesen hatte; heute sagte sie: „Weil wir gerade wieder alleine sind, Herr Studentlein, wär's euch nicht auch recht lieb, wenn ihr einmal erfahren könntet, wie es meinem Walter ergangen ist, ehvor er von euerer Mutter in euer Haus ist aufgenommen worden?“

„O ja, Frau Mutter Walterin. Erzählet mir, ich bin sehr gern bereit zu horchen.“

„Je nun, Herr Studentlein, was braucht es erst erzählet werden? Es ist schon aufgeschrieben und steht in diesem Brief; wir haben ja gestern nur das allerletzte End' davon gelesen.“

„O ich möchte Alles lesen.“

„Je nun, je nun, ihr dürfet es ja nur sagen, Herr Studentlein, wenn ihr lesen wollet, hier ist der nämliche Brief.“

Sie entfaltete den Brief sorgfältig und übergab ihn dem Studentchen.

Der Knabe las und Mutter Magdalene litt bald wieder schweren Herzensjammer über den Brief ihres Sohnes, in welchem er nach überstandenem Elend in einer so großen und theuern Stadt dasselbe mit rührender Milderung eingestand, um seine spätere Rettung desto glänzender hervorzuheben.

Es schien zu Mutter Magdalenens thränenreicher Wehmuth nicht wenig beizutragen, daß ihr heute das Stadtherrchen gerade, das Söhnlein der Stadtmutter und Retterin, den Brief vorlas. Bei manchen Stellen, welche die gute Mutter am heftigsten erschütterten, wußte sich der Kleine gar nicht zu helfen, er ließ dann die eine Hand mit dem Briefe sinken, die andere drückte er verlegen an die Wange und blickte gerührt-verwundert zu der leidenden Dorfmutter auf; so bitterlich weinen und schluchzen hatte er keine Mutter noch gesehen. Eine nie gekannte Wehmuth schwellte auch sein junges Herz und mit stiller Ehrfurcht hielt er immer bei einer besondern Schmerzensstelle inne, bis ihn Mutter Magdalene durch die Thränen lächelnd selber fortzufahren bat.

„Ihr müsset euch nicht irre machen lassen, Herr Studentlein" sagte sie dann mit sanfter Leidensmiene und noch oft dazwischen schluch-

zend „Ich kann, ich kann mein Jammern nicht zurückhalten, wenn ich da erfahr', wie es meinem eigenen lieben Kind in der Fremde ergangen ist. O ihr Kinder, ihr Kinder“ fügte sie hinzu „was macht ihr uns für Kummer und Noth, wenn auch Alles schon vorüber und verwunden ist!“

Als die Schilderung der Lebenssorgen Walters immer noch fortfuhr düsterer und verhängnißschwerer zu lauten, da rief Mutter Magdalene schmerzlich aus:

„Ich laß' jetzt nicht sobald wieder ein Kind von mir, das weiß ich, ich hätte keine Nacht keinen Schlaf mehr und könnte keinen Tag einen Bissen mehr ruhig essen. Nein, nein; ein gutes Kind sagt Einem niemals gleich, daß es ihm übel geht und schreibt nur immer: Ich bin, Gott sei Dank, gesund und es geht mir, Gott sei Dank, recht wohl — und derweile lauft es vielleicht doch in einer wildfremden Stadt herum,

hat nichts Warmes schon zwei Tag her bekommen können, weiß nicht recht, wo es sich hinlegen soll, wenn es finster wird, und da am Ellenbogen fangt der Rock an und wetzt sich durch und durch und hat überall Flecken vom Herumliegen im Gras und die Stiefel sind steinhart und haben auf Wochen schon keine Bürste gesehen und der Hut geht ein und alle Farb' und Haare gehen ihm aus — ja ja, so ein Gesundsein auf Gott Lob! wissen wir jetzt schon auch, Gott sei Dank, wie es ist und haben schon auch manchen Handwerksburschen durch unser Dorf gehen sehn, wo man nicht recht gewußt hat, sinkt er oder sein Hut mehr zusammen, und wo er nur halbwegs angestreift ist, hat er ein Trümmlein Rock hängen lassen und die Kinder haben es auf Stangen herumgetragen: Hier ist Betteln und Fechten verboten! Geht, geht Kinder" fuhr sie fort „die Unruh' einer Mutter hat schon recht, wenn sie Tag und Nacht sinnirt und doch

lieber wünscht, daß sie euch gar nicht hätte verlaufen lassen. Schreibt mir da nicht mein liebes Kind, mein Walter, daß es ihm in der großen wildfremden Stadt nicht viel besser ergangen ist? Freilich hat er, Gott sei Dank, doch an guten Kleidern niemals Noth und Elend erlitten, das wär' ja gar, daß Einem das Herz auf der Stelle brechen müßte — so viel haben wir ihm, Gott sei Dank, noch schicken können, aber der Mensch lebt ja noch nicht von den Kleidern allein, er muß auch rechtschaffen zu essen und zu trinken haben, sonst muß er draufgehen gutwillig oder nicht wie das erstbeste Vögelein mitten seinen schönsten Federn ohne Futter. Und das ist's ja, Herr Studentlein, was mir noch jetzt so vielen Kummer macht, daß mein liebes gutes Kind, mein Walter, einmal wirklich zwei geschlagene Tage keinen Bissen zu essen bekommen hat, daß er von Hunger und Leiden ganz niedergebeugt durch die Stadt herumvagirt ist,

wo Alles groß ist und reich ist und im Ueberfluß da ist, und wie er einen Retter gesucht hat und keinen hat finden können; der beste Speisegeruch ist ihm aus allen Häusern entgegengekommen und aus allen Bäckerläden hat der größte Vorrath auf ihn herausgesehen, aber kein Mensch hat gesagt: Deine Mutter zu Haus wird schönen Kummer haben, daß du so voll Hunger da herumgehst; komm herein und iß dich einmal satt. Es hätte ihm auch kein Mensch den Kummer angesehen, dazu wäre mein liebes Kind, mein Walter, viel zu stolz und geschämig gewesen. O Herr Studentlein, das ist jetzt freilich vorbei für ihn — schon recht für ihn — aber ich erlebe es erst jetzt von einem Tag zum andern recht in meinem Herzen, so was vergißt man nicht so leicht mehr; es ist gerade manchmal zum Lautaufschreien, und ich glaub' oft, ich muß vor Weh vergehen, daß mein liebes gutes Kind das in der Fremde hat erleben müssen."

Mutter Magdalenens kummervolle Rede war hier jener Stelle des Briefes, worin Walter seine bittersten Erlebnisse erzählte, eigentlich vorausgeeilt und besann sich nun erst wieder, den lieben Kleinen weiter lesen zu lassen.

„Geltet, geltet, Herr Studentlein" sagte sie „ich halte euch schön überall auf und ihr möchtet lieber gewiß gern weiter kommen, bis wo mein Walter in euer Haus gekommen ist? Ich bin halt ein seltsames Weib, Herr Studentlein, ihr müsset mir schon auch ein klein Bröselein etwas zu Gute halten. Leset, leset jetzt nur weiter! Das Alles ist eigentlich nicht für euch geschrieben, Herr Studentlein, ich mein', so was sollet ihr eurer lieben Mutter von hier aus gewiß nicht schreiben können, ihr sollet gewiß bei uns nicht Hunger leiden und auch an sonst nichts einen Mangel haben."

Das Stadtherrchen las nun weiter und es war in der That auf das allerschmerzlichste er-

schütternd, einen jungen Menschen so voll tiefen Gemüthes, voll geistiger Begabung und besten Willens äußerlich so gar verlassen und von jeder Menschenhilfe abgelöst zu sehen. Walter begnügte sich nicht mit den gewöhnlichen geistigen Fertigkeiten, die man auf den Schulen einübt, um dann seinen Weg im Staatsdienst anzutreten; nach Wissenschaft in der erschöpfendsten, heiligsten Bedeutung des Wortes dürstete seine Seele und ihr hätte er gerne seine ganze feurige Jugend gewidmet, um später gereift mit den Resultaten seines Strebens in das Leben zurückzukehren und es, so weit er es als Einzelner vermochte, zu durchdringen und zu reinigen. Aber zu seinem Schmerz und Schauder wurde er nur zu bald inne, wie wenig oder gar nicht der Staat für Unterstützung Jener sorgt, die höher streben als es eine beschränkte Staatsdienlichkeit erfodert. Verlassen und aufgegeben ist ein edles junges Herz, wenn es nicht Spannkraft hat für

eine längere Dauer und ein glücklicher blinder Zufall die tausend und tausend sehenden Menschen beschämt, die das bedeutende Schicksal eines Bruders in Händen hätten, aber statt zu helfen, kälter als das herzlose Schicksal rechts und links vorüber eilen. — Das Stadtherrchen selber wurde während des Weiterlesens blaß wie eine Leiche und die Mutter rief in erneuerter Klage:

„... Und das Alles hat er uns nicht eher heimgeschrieben, als bis er es allein verwehtaget hat; das ist's ja und thut mir immer gar so weh. Es ist von meinem lieben Kind recht schön, daß er uns den Jammer hat ersparen wollen, er hätte aber doch mehr Vertrauen haben sollen, ach, im allerschlimmsten Nothfall wär' uns noch Haus und Hof für ihn feil gewesen."

Aber dem Aergsten nun entgegensehend brachen der Mutter jetzt die Knie, sie mußte sich

jetzt auf eine Zaunschranke niederlassen und zog schwerer seufzend auch das Stadtherrchen neben sich nieder; nur durch einen Wink zeigte sie diesem an, daß er fortfahren und auf sie gar nicht mehr achten möchte — dann drückte sie stille schluchzend sich die Schürze über die Augen und ließ den vollen, schweren Kummer ihres Mutterherzens schweigend über sich ergehen.

Das Folgende des Briefes lautete also:

„. . . Jetzt, meine lieben Eltern, habe ich mir nicht mehr zu helfen gewußt, es ist mir gar nichts mehr eingefallen, wie ich auf ehrliche Weise mein Leben erhalten könne, und jetzt wäre es auch schon zu spät gewesen, mich aufzumachen und zu euch, liebe Eltern, heimzugehen; meine Kräfte sind ganz erschöpft gewesen, ich hätte schwerlich das erste Dorf außerhalb der Stadt erreicht. So habe ich mich also in mein Schicksal stillschweigend ergeben, habe einen letzten Brief an euch geschrieben und dabei viel geweint; den

Brief habe ich auf den Tisch in meinem Stübchen hingelegt, habe dann meinen Hut genommen und bin aus der Stadt hinaus und habe mich unter eine Linde hingelegt, damit ich meinen Hunger verschlafe oder gar nicht mehr erwache. Aber ich habe vor Kummer um euch, liebe Eltern, nicht einschlafen können, ich bin kaum im weichen Grase dagelegen und habe mein Gesicht bitterlich weinend an den Erdboden gedrückt, so habe ich euch leibhaftig vor meinen Augen gesehen und euer Bild nicht mehr aus dem Herzen bringen können. Jetzt habe ich euch gesehen, liebe Eltern, wie ihr oft in meiner Kindheit vor meinem Bett gestanden seid und gemeint habt, ich schlafe; ihr habt wieder von euern Hoffnungen gesprochen, wenn ich geistlich sein würde oder sonst ein großer Herr und was ihr noch an mir für Glück erleben würdet, vor Allem, daß ich euch nie einen Kummer machen und nicht beschwerlich fallen werde, wenn ich

mir einst selber helfen könne — nun sehet, was ich als Knabe mir vorgenommen habe, ich hab' es treulich gehalten: ich habe euch von meinen Leiden lieber nichts gesagt, denn ich hätte euch ja Kummer machen und hätte euch beschwerlich fallen müssen. Dann, o liebe gute Mutter, seid ihr mir wieder vorgekommen, als sitzet ihr gerade dort an der Ecke des kleinen Tisches in unserer Stube und habet gerade das kleine unruhige Schwesterlein auf dem Schoos und sehet so unbestimmt in die Welt hinein, nicht recht traurig, nicht recht froh, wie Einem manches Mal schon ist, wenn Einem Allerlei durch die Seele geht; ich habe mir gedacht, o liebe Mutter, ihr denket gewiß gerade an mich und wünschet, daß ich doch so alle Monat einmal bei euch sein könnte, man habe ja immer so viel zu reden und es sei nie eine rechte Freude, wenn man nicht recht vollzählig beisammen sein kann. Ich habe mir auch gedacht, ihr werdet so nach-

sinnen, was ich denn gerade so machen möge, ob ich vielleicht gerade bei Tafel sein werde und was ich wol Gutes zu essen haben möge — und ob es denn auch wahr ist, was ich euch geschrieben habe, daß ich so gesund bin und daß es mir so wohl ergehe. Bei diesem Gedanken ist mir vorgekommen, als werdet ihr vor meinen Augen immer mehr betrübt und im Gesichte bleich; durch das Fenster neben euch ist die Sonne breit hereingefallen und hat bis auf den Erdboden hinab einen blauen Streif gemacht, darin hat mein kleines Brüderlein gespielt und sein Geschrei hat euch, liebe Mutter, aus euerm Dahinsinnen aufgeweckt, wie ihr gerade angefangen habt, um mich zu weinen. Meinen Vater habe ich vor mir gesehen, wie er ohne Ruh' und Rast im Hause herumgeht, wie hinter ihm die Thüren zufallen, daß die Fenstern zittern, und wie er immer und immer die Knechte sucht und die Knechte ihn. Da reißt auf einmal ein toller

Sturmwind Thür und Thor auf, wirft Schindel und Steine vom Dach und die Fenster schlagen ihre Flügel an die Wände, daß Millionen Scherben peinlich auseinander pfeifen und nieder rieseln — und mitten unter diesen Traumgesichten bin ich eingeschlafen."

Nun stand in dem Briefe weiter, wie nach einem langen Schlafe Walter endlich erwacht, eine Weile verwirrt um sich blickt und als er sich wieder recht besinnt, mit erneuertem Kummer seine Schmerzenslage überdenkt.

Ein wunderliebes Hündchen liegt neben ihm im Grase und sieht ihn mit spiellustigen Aeuglein an und wedelt freundlich mit dem langbehaarten Schweifchen und scheint jede Regung Walters als eine Auffoderung zu verstehen, scherzend im Grase herumzuspringen. Walter richtet sich etwas auf und stützt den Kopf auf die rechte Hand; das Hündchen schlägt sogleich ein lustiges Gebell an und springt ganz über-

freudig um Walter herum und glaubt, jetzt werde ein rechtes Gaudium beginnen; allein Walter sieht ihm eine Weile schweigend zu und sagt: „Was suchst du denn bei mir, o Kleiner? Ich kann nicht mit dir spielen, weil ich müde bin, und kann dir auch nichts geben, wenn du etwas von mir willst; geh' lieber und suche deine Leute auf, die werden mit dir scherzen und dich pflegen, bei mir ist wol kein Bleiben." Und wie er noch so redet, kommt eine junge Dame die Allee daher und erblickt das Hündchen kaum, als sie mit einem Freudenrufe auf dasselbe zueilt, sich nach demselben bückt, es auf die Arme hebt und laut frohlockend hin und wieder wiegt. „Du undankbares Thier" ruft sie dazwischen „das ist deine ganze Erkenntlichkeit für alle Lieb' und Pflege in meinem Haus, daß du dich bei erster Gelegenheit davon machst und jedem Fremden lieber als deiner Herrschaft angehörst? So muß ich dich auf Gottes freier Straße einfan-

gen, um dich endlich wieder heimzubringen? Wie soll ich dich bestrafen? Bist du es werth, daß man deinetwillen so viele Sorgen erduldet, daß man so viel Geld hinauswirft, um dich suchen zu lassen? Wer hat dir zu essen gegeben, du liederlicher kleiner Schelm du, und wie bist du aller Gefahr so glücklich entgangen?" So in ihrer Freude plaudernd ging die junge Dame weiter; ein Diener folgte ihr. Walter legte sich schwermüthiger als zuvor ins Gras zurück und blickte mit halb geschlossenen Augen in das zarte Frühlingslaub der Linde empor und wenn ein raschelnder Sperlingsschwarm durch die Aeste fuhr, schneite ein ganzes Blütengestöber auf ihn nieder. Unmuth übermannte ihn, er knirschte mit den Zähnen und dachte: „Unter Schmerzen bin ich geboren worden, mit wenigen Ausnahmen habe ich unter fortwährenden Schmerzen gelebt und hier wirft mich das herzlose Dasein aus, granweis unter Schmerzen mein Leben ent-

weichen zu lassen. Ist's nicht gerade, als wäre für Alles in der Natur viel reichlicher und väterlicher gesorgt als für das trefflichste Geschöpf derselben, den Menschen? Natur und Thiere selbst rauben uns noch von der spärlichen Liebe der Menschen. Nun wol, wenn dieses Niederfallen der Blüten auf mich andeutet, wie bald man kühle Erde auf meine Leiche niederschütten wird, so will ich trachten, das Ganze bald zu Ende zu bringen. . ." Er wollte sich eben ein rascheres Mittel des Todes ersinnen, als er plötzlich ein leichtes Drücken auf der Brusthöhle spürte, ein leises Schnaufen hörte und als er die Augen öffnete, das kleine Hündchen erblickte, welches mit den Vorderpfötchen auf seine Brust sich stellte und freundlich wedelnd ihm mit lustigen Blicken in die Augen sah. Fast erschrocken richtete sich Walter etwas auf und sagte: „Sag' mir doch, du wunderliches Thier, was bist du schon wieder da bei mir? Bist du deiner Herrin

schon wieder entsprungen? Deine Herrin hat recht, du bist ein leichtsinniges, undankbares Thier; verlaß' mich, geh', sonst glaubt man am Ende, ich locke dich absichtlich an mich, ich will nichts mit dir zu schaffen haben, marsch!" Aengstlich warf sich jetzt das wunderliche Thier zu Boden, als suche es vor seiner zurückkehrenden Herrschaft Schutz, und Walter mußte sich entschließen aufzustehen, um dieser entgegenzugehen, wenn diese wirklich zurückkehren sollte. Es dauerte auch nicht lange, so sah er die bekannte Feder auf dem Damenhute über dem Gebüsche daherschwanken, die junge Frau erschien wieder in der Allee. Walter ging ihr entgegen und sagte: „Ich dachte wol, daß uns Beiden das kleine Thier noch einige Unruhe verursachen dürfte; da ist es schon wieder bei mir zurück, ohne daß ich es rufe, ich bitte, nicht mir die Schuld beizumessen, ich weiß nicht, was es ist, aber ich kann das wunderliche liebe Thier

auf keine Weise los werden." Mit sichtbarer Verlegenheit lächelnd erwiderte die Dame: „Ich habe meine liebe Sorge mit diesem undankbaren Thiere. Pflege und Gewohnheit hat es mir endlich lieb gemacht im Hause und da entspringt es mir vor einigen Tagen ohne Gewissensbisse und ist nirgends zu finden. Eben will ich's mit verzeihender Zärtlichkeit noch selbst nach Hause tragen, da entspringt es mir abermals von den Armen und eilt hierher zurück." Zu dem Hündchen niederschauend sagte sie: „Nun, hast du dich besser besonnen und willst du mir jetzt freiwillig folgen? Das Hündchen zog den Schweif ein, stellte sich knapp hinter Walters Fuß und streichelte diesen mit dem sammtnen Vorderpfötchen, als wolle es dem jungen Fremden ein bittendes Zeichen geben, daß er sich seiner annehme und es bei sich behalten oder mit ihm nach Hause gehen wolle. „Konrad, nimm du das Hündchen auf" sagte jetzt die Dame zu

dem Diener „und bringe es nach Hause.“ Aber als habe das Thier diese Rede verstanden, ergriff es knurrend die Flucht und zog ängstlich einen Halbkreis auf der Wiese und blieb endlich, ein Männchen machend, im hohen Grase sitzen. Während Walter und der Diener ihre Augen dem Hündchen folgen ließen, betrachtete die Dame den jungen Fremden eine Weile schweigend von der Seite, über dessen schöne Züge eine Wehmuth, nicht zu schildern, ausgebreitet lag. Walter merkte, daß er so im Stillen betrachtet werde, ließ es aber unbekümmert geschehen, nur den Augenblick ersehnend, wo er wieder allein sein konnte. Jetzt lockte der Diener auf allerlei Weise das launische Hündchen näher, allein das Thier schien trotzig und ängstlich zugleich und machte keine Miene zu folgen, vielmehr entfloh es, als der Diener einige Schritte auf die Wiese hinein machte, ängstlich in einem Halbkreise weiter. „Das wird nichts helfen, das verjagt ihn

nur noch weiter“ sagte nun Walter, über den seltsamen Ungehorsam des Thieres etwas verstimmt „Ich sehe schon, ich werde da allein helfen können.“ Mit Lächeln winkte er den Diener zurück und sagte: „Ich will nun suchen das Thier an mich zu locken.“ Und wirklich; der Diener war in die Allee kaum zurückgetreten und Walter auf die Wiese vorwärts geschritten, als das Hündchen freundlich wedelnd und bellend Schritt für Schritt entgegenkam, sich dann zu Walters Füßen unmäßig glücklich drehte und an ihm mit Lustgebell emporsprang. Ein Vorderpfötchen des aufwartenden Thieres in der Hand haltend wendete sich Walter nun zur Dame zurück und sagte ernst-freundlich: „Gnädige Frau, das einzige Mittel ist nun wol, daß ich Ihnen das Hündchen selbst nach Hause führe; erlauben Sie es, so bin ich gern bereit.“ Die junge Dame war ganz still und nachdenklich geworden, jetzt erwiderte sie: „Sie erweisen mir einen

großen Gefallen, wenn Sie sich zu dieser Freundlichkeit verstehen wollen. Doch betrübt es mich fast, daß Sie eines so undankbaren Thieres wegen sich bemühen sollen.“ „Ich erfülle Ihnen einen Wunsch, gnädige Frau, und so werde des Thieres nicht weiter gedacht.“ Man ging einer sehr schönen Sommerwohnung in der Nähe Wiens entgegen; Jedes schien lieber seinen eigenen Gedanken stille nachzuhängen als ein Gespräch gemeinsam anzuknüpfen. Zwar wurden dann und wann einige Worte gewechselt, doch waren sie nicht von Bedeutung. Vor dem Thore ihrer Wohnung hielt die Dame einen Augenblick stille und schien etwas wohl Bedachtes reden zu wollen, es gelang ihr aber nicht nach Wunsche. „Ich danke Ihnen herzlich“ war das Ganze, was sie sagen konnte. Walter zog, von stiller Wehmuth überfallen, nur den Hut und wollte gehen; ging auch einige Schritte, bis er merkte, daß das Hündchen wieder lustig neben ihm her-

springe. Sehr unwillig stampfte er mit dem Fuße und rief: „Aber, du unbegreifliches Thier, in welche Verlegenheit wirst du mich noch bringen? Soll es denn durchaus scheinen, als habe ich dir's angethan, mir zu folgen? Geh' augenblicklich und verlaß mich, sonst muß ich noch Gewalt brauchen, um mich von dir zu befreien!" Umsonst; das Hündchen machte ein Männchen und erhob die Vorderpfötchen freundlich bittend. „Ei was soll mir das?" sagte Walter „mit solchen Höflichkeiten ist uns Keinem gedient; komm wenigstens, daß ich dich zu deiner Herrschaft zurückbringe." Er kehrte um. Schon vor dem Hausthore kam ihm der Diener wieder entgegen und sagte: „Die gnädige Frau läßt recht sehr ersuchen, doch bis in die Wohnung hinaufzukommen, sonst werden wir das Thier in Ewigkeit nicht in unsere Hände bekommen." Noch tiefer verstimmt und doch eiligern Schrittes, als er gekommen war, folgte Walter dem Diener in

die Wohnung hinauf; freudig bellend umhüpfte sie das Hündchen. In dem großen Vorzimmer stand die Dame noch in vollem Anzuge und Walter in wunderbarer Unruhe erwartend; die Thüre nach der Vorhalle war zum ungehinderten Eintritt der Ankömmlinge angelweit offen geblieben. „Gnädige Frau" sagte Walter während seines Hereintretens „es ist mir herzlich leid, Ihnen nur einen Augenblick dieses Thieres wegen Unruhe gemacht zu haben." Die Dame erwiderte, von ihrer Unruhe könne gar nicht die Rede sein, wol aber müsse sie bedauern, Waltern eines so undankbaren Thieres wegen so sehr bemüht zu haben. Ihre Bitte wäre, daß Walter nur einige Augenblicke verweilen möchte, bis ihr Mann aus seinem Zimmer käme, um dem Wiederbringer des Hündchens, seines Lieblings, selber danken zu können. Walter wollte sich eben dieser Höflichkeit mit Entschuldigungen entziehen, als der ziemlich bejahrte Mann der

Dame erschien. Es war ein mittelgroßer, bequemer Herr mit einem freundlich runden Gesichte und gutmüthigen blauen Augen. „So ist er wieder da?“ sagte er ohne besondere Lebhaftigkeit froh „Er lebt noch und ist frisch und gesund?“ Er meinte das Hündchen und klopfte dabei dessen Rücken einige Male mit lustigem Behagen; dann vor Walter hintretend nahm er mit seinen beiden Händen dessen Rechte und sagte lächelnd: „Sie haben da mir und meiner Frau keine gewöhnliche Freude gemacht. Wollen Sie uns aber eine noch größere Freude machen, so bleiben Sie bei Tische hier. Sie werden zwar keine Tafel finden, aber was der gute Appetit behaglich verlangen kann, wird zur Genüge da sein; sagen Sie uns zu.“ Ueber Walters Angesicht fuhr ein düsterer Ernst, der Niemanden entgehen konnte, dann erwiderte er etwas heiterer: „Ich muß mich wol länger und näher betrachten lassen, ob ich nicht ein Mensch voll

gefährlicher Kunststücke und Zaubereien bin". Diese Antwort gefiel denn ausnehmend und man trat in die inneren Zimmer der Wohnung und setzte sich, da eben aufgetragen wurde, zu Tische. Der Genuß wohlbereiteter Speisen und eines Glases guten Weines verfehlten eine gewisse Stärkung und Ermunterung bei Walter nicht, er wurde, wenn auch nicht viel heiterer, doch wohlgefällig redseliger. Als man aufstand, hatte Jedes von den Dreien eine nachhaltige Bemerkung zu wiederholten Malen sich in die Stille des Herzens zurückgelegt. Walter hatte den Blick des Herrn des Hauses auf eine Weise wunderbar gefunden, daß er sich gestehen mußte, nie etwas Aehnliches gesehen zu haben. Es lag etwas so rührend Stilles, so traumhaft Unbestimmtes in den freundlichen blauen Augen des Mannes, daß sie eben so gewannen, als leise schauern machten. Die junge Hausfrau dagegen war gewiß, in Walters Seele stecke ein unsäg-

lich tiefes Leid und kein Wunsch war nun lebendiger in ihrer Brust, als diesem Leide auf die Spur zu kommen. Ihr Gatte aber fand den jungen Fremden werth, des besten Mannes Freund zu sein. Man saß nach Tische nicht lange beisammen, als der Gatte aufstand und freundlich sagte: „Kinder, ich will ein wenig ruhen; Gewohnheit überwältigt mich, ich bitt' euch, plaudert nach Gefallen weiter, vielleicht stimm' ich nach einem kurzen Schläfchen selber wieder ein..." Was nun zwischen Walter und der jungen Hausfrau in einem langen Gespräche Liebes und Gutes, Freundliches und Ernstes verhandelt wurde, stand weder in dem Briefe, noch kann hier Alles aufgezeichnet werden. Nur so viel darf Erwähnung finden: die Unterredung war entscheidend für alle Zukunft Walters. Gegen Abend erschraken Beide über ein ängstliches Läuten im anstoßenden Zimmer, die Hausfrau eilte hinein und kam nach einer Weile nassen Auges mit der

Botschaft heraus, daß ihrem Manne plötzlich bedenklich unwohl geworden sei. Walter wollte sich entschuldigen und die besorgte Gattin nicht länger von der nöthigen Sorgfalt für den Kranken zurückhalten, aber sie erwiderte, daß sie vielmehr von ihrem Gatten den Auftrag habe, Walter zu ihm ins Nebenzimmer zu führen, denn er habe eine tiefe Vorliebe für ihn gefaßt. Der Kranke schien auf Walter schon mit einer gewissen Ungeduld zu harren und streckte ihm von weitem schon die Hand entgegen. „Lieber Freund" sagte er „es ist mir leid, daß ich Ihnen den Anblick eines Unpäßlichen nicht ersparen kann, ich sag' es grad' heraus, ich habe Sie lieb gewonnen und möchte Sie noch ein Weilchen reden hören. Setzen Sie sich ein wenig zu mir; nicht wahr, Sie nehmen mir's nicht übel?" Indem er so sprach, wurde sein freundlich blaues Auge leicht umschleiert und immer traumhaft ungewisser; er lächelte wohlgefällig, so lange Wal-

ter sprach, und lehnte sich dabei bequemlich in die weiche Ecke eines Sopha zurück. Sowie aber Walter eine längere Pause machen wollte, richtete er sich immer etwas und fast heftig auf, reichte ihm die Hand hin und sagte liebevoll: „O schön, das ist schön, daß wir uns kennen gelernt haben. Aber gehen Sie noch nicht, lieber Herr Walter; Sie müssen nun alle Tage mit uns speisen.“ Als er endlich nach seinem kleinen siebenjährigen Knaben Gustav fragte und das Kind ihm gebracht wurde, ersah Walter den rechten Augenblick, um sich zu entfernen. Die Hausfrau begleitete ihn mit feuchten Blicken bis an die Thüre. Tausend wunderbare Empfindungen bewegten sie. „Sie werden doch das plötzliche Kränkeln Ihres Gatten nicht für gefährlich halten, gnädige Frau“ sagte Walter. „Der Himmel gebe es, daß es nicht gefährlich sei“ erwiderte sie „ich will abwarten, was der Arzt sagen wird.“ Dann fügte sie hinzu: „Mei-

nes Mannes Neigung für Menschen, die er einmal liebgewonnen, war von jeher ohne Grenzen. Sie haben sein ganzes Herz, Herr Walter, seien Sie für uns sichtbar, so oft Sie können; jedenfalls unser Gast, so lange Sie an unserer Gesellschaft Wohlgefallen finden. . .“ Nicht minder als die junge Hausfrau von wunderbaren Gefühlen überkommen, verließ Walter das Haus, den Park, die nächste Umgebung und schlief die Nacht auf dem Gebirge in einer Bauernhütte. Als er andern Tages zurückkehrte und sich nach dem Befinden des unpäßlichen Gatten erkundigen wollte, kam ihm das Kammermädchen mit den Worten entgegen: „Unser gnädiger Herr ist heute Nacht gestorben.“ Walter stand eine Weile betäubt und erstarrt da und konnte nicht sprechen. Indem er noch unentschlossen war, ob er sich unberufen in den Schmerz des Hauses mengen oder sich doch lieber entfernen solle, löste das Mädchen seine Zweifel, indem

sie sagte, daß sie von der gnädigen Frau den Auftrag habe, wenn Herr Walter komme, ihn nicht fortzulassen. Mit sehr schwerem Gemüthe trat also Walter ein und fand die junge Hausfrau fast noch mehr, als er sich gedacht, in Jammer aufgelöst. Sie empfing ihn mit lautem Weinen und führte ihn an das Todtenbette und sagte unter schmerzhaftem Schluchzen: „Herr Walter, da sehen Sie Ihren schnell gewonnenen und ebenso schnell verlorenen Freund." Walter konnte sich nicht enthalten, eine schmerzliche Thräne zu weinen. Also das lag in dem freundlichen blauen Auge des gutmüthigen Mannes angedeutet? Ein so nahes Sterben verkündete der traumhaft irre Blick desselben? Walter unterließ es, die trauernde Hausfrau mit leeren Worten zu trösten, denn er wußte wohl, hier könne nur die Zeit allein mildern und heilen. — An demselben Tage unternahm Walter noch den liebevoll ersonnenen Auftrag der jungen Haus-

frau, in einer für sich unbedeutenden Angelegenheit eine Reise von mehrern Wochen anzutreten. Hatte nun Walter erst durch ein inniges Gespräch von einigen Stunden sich zwei Herzen für die Dauer erworben, so darf man von dieser Reise sagen, daß sie die spätere fast unbeschränkte Betheiligung Walters an allen Hausangelegenheiten eröffnete. Nach wenig Monden war ein junger liebenswürdiger Mann wie durch ein Wunder an der Spitze eines sehr wohlhabenden Hauses und ebenso bald geliebt und beneidet, wo er erschien.

Und so stand nun der ganze Hergang seines wunderlichen Erlebnisses in Walters Briefe einfach dargestellt und es folgte nur noch eine heitere Schilderung seines Glückes, das ihm nun von Tag zu Tage voller, reicher in dem Hause seiner Gönnerin zu Theil wurde. Das Studentchen war so gut im Zuge des Lesens, daß er auch in den Schluß des Briefes hinüber

und ihn bis zu Ende las; wir kennnen ihn bereits.

Mutter Magdalene hatte nach und nach die Schürze immer tiefer von den Augen ins Gesicht herabgerückt, je nachdem des Sohnes Schicksalswendung immer erfreulicher zu werden anfing, und die Thränen, die noch immer flossen, wurden nach und nach aus Schmerzensthränen endlich Freudenthränen. Nur gegen den Schluß des Briefes mengte sich nicht wenig Wermuth in Mutter Magdalenens Freude.

„Sehet, sehet, Herr Studentlein, was ihr für eine prächtige Mutter habt" sagte sie „O, ich seh' schon, daß ihr es keine vierzehn Tage bei mir aushalten werdet, zu so einer Mutter lauft man über Hals und Kopf zurück, wenn man kaum ein paar Tage von ihr verreist ist. Ich seh' das ja auch an meinem lieben Sohn, meinem Walter, es ist gerade, als wär' ich gar nicht mehr auf der Welt vorhanden. Wär's

ein Wunder" fuhr sie mit wehvoll-leiser Stimme fort „wenn man wie die Mutter im Tirol seinen Kummer hätte über eine so liebe Mutter in der Stadt? Wird die Mutter im Tirol, von der uns gestern mein Sohn erzählt hat, ihren Sohn je wieder einmal einfangen und am Herzen halten können? Ich glaube, das geschieht auch nimmermehr wie bei mir. Und mein Sohn will so was niederschreiben und jeden Wildfremden lesen lassen — das sollt' er nicht, das sollt' er nicht! Was fällt ihm ein? Davon braucht kein Mensch zu wissen. Was geh' ich — will sagen, was geht die Mutter im Tirol die wildfremdesten Leute an? Mutter ist Mutter — und das versteht auch Niemand."

Das Studentchen blickte inzwischen mit träumerischen Augen über den Brief weg in die Luft hinein und war ganz stilles Verwundern über den romantischen Schein, in welchem der Brief ihn seine Mutter und seinen Vater erblicken ließ;

so fast verklärt war ihm seine Mutter besonders niemals vorgekommen, es regte sich wirklich jetzt in ihm ein stilles Heimweh nach der Mutter, die er mit einem lichten Schein um das Haupt zu finden hoffte.

„Ja ja" sagte er, noch immer mit unverwandten Augen vor sich hinblickend „ja, Frau Mutter Walterin, ich werde doch für dieses Mal wieder nach Hause reisen, ich werde doch lieber ein anderes Mal kommen, ein anderes Mal hat es mir vielleicht meine Mutter selbst erlaubt, daß ich lange bleibe, oder sie kommt gleich selbst her auf Besuch, Frau Mutter Walterin."

Mutter Magdalene erblaßte und lächelte und sagte nach einer Weile: „O ich hab' es ja gewußt, Herr Studentlein, ich will euch auch nicht mehr bereden, daß ihr länger bei mir bleiben sollet, als es euch gefällt; es sollte halt ein jedes Kind wie ihr an seine Mutter denken, dann wär' es besser, dann wär' es gut." Ihre Stimme

zitterte, die Schürze rückte wieder vom Kinn allmälig hinauf bis vor die Augen. Sie wurden unterbrochen; das Hoofer-Käthchen kam mit dem Johanneslein an der Hand.

„Grüß' Gott" sagte Käthchen „mein kleiner Rabar da läßt mir keine Ruh', bis ich ihm das Herrlein aus Wien zeige, er plagt mich schon gestern und heut den ganzen Tag." Mit freundlichem Lächeln sah sie dann dem Studentlein in die klaren Augen und setzte hinzu: „Nicht wahr, Herr Studentlein, ihr nehmet's nicht übel auf, daß ich mit ihm komme?"

„O gar nicht" sagte das Studentlein unbefangen, während Johanneslein erröthend und die Unterlippe zwischen die Zähne kneifend sich tiefer in die Schürze der Mutter hüllte.

„So red' jetzt mit dem Herrn Stadtherrlein" sagte Käthchen heiter, den Kleinen aus der Schürze wickelnd.

„Ja, red' mit mir" sagte das Studentlein „Wie heißt du denn?"

„Johannes."

„Was hast du da?"

„Mein Schulbuch."

„Gehst du jetzt in die Schule?"

„Ja."

„Zeig' her, was lernst du denn schon?"

Johanneslein zeigte sein Lesebüchlein.

„Also lesest du schon?"

Johanneslein blätterte, bis wohin er bereits vorgedrungen.

„Schön" sagte das Studentlein „Ist weit in die Schule?"

Johanneslein schüttelte freier aufblickend den Kopf und zeigte über die Schulter.

„So warte, so gehe ich mit dir; ich möchte eure Schule gerne sehen."

Käthchen lachte sehr glücklich, als sie das Stadtherrlein mit ihrem Söhnlein an der Hand

durch das Dorf schreiten sah; Johanneslein war selig und blickte sprachlos lächelnd nur von Zeit zu Zeit dem Studentlein in die Augen. Bald umschwärmte sie die übrige Dorfjugend, die nach der Schule eilte, und Johanneslein wurde beneidet und bald auch leise geneckt. Der Lehrer sah das Studentlein kaum der Schule näher kommen, als er seinen alten Schulrock auszog und geschwinde einen bessern nahm; mit vielen Complimenten und etwas verlegen begrüßte er den feinen jungen Gast und führte ihn in die Schule, wo er nach dem Gebete sogleich eine Art Prüfung mit seinen besten Schülern vornahm. Er ließ eine Regula de Tri rechnen, fragte aus den Regeln der Unterscheidungszeichen und ging dann zum Dictando über. Bis auf Letzteres ging Alles ganz gut. Hier aber wollte selbst der Premier nicht stich- und hiebfest sein; bis endlich das Stadtherrchen aufsprang und den letzten Satz mit staunenswerther

Schnelligkeit mit Kreide auf die schwarze Holztafel schrieb; der Satz hieß:

„Gedenke, daß du ein Mensch bist und daß alle Menschen sterblich sind.“

Und das Studentchen schrieb ihn gleich auch Lateinisch darunter:

Memento, te esse hominem et omnes homines esse mortales.

„Das heißt es auf Lateinisch“ sagte das Studentchen.

Mäuschenstille war es in der ganzen Schulstube vor Erstaunen. Lächelnd sah der halb verlegene Lehrer auf den geschriebenen Satz und nickte Beifall, denn der Satz war tadellos; das Lateinische darunter umkreisten seine Blicke indessen mit gewisser Ehrfurcht, denn da stand nun mehr als er selber faßte und verstand.

Bleich, wehmüthig, verloren und vergessen saß indessen der kleine Johanneslein weitab von dem Hauptschauplatze. Sein Herz verlor sich

in dem Gedanken, wie herrlich es jetzt wäre, wenn er groß wäre und sich vor dem Studentlein auszeichnen könnte; aber er tröstete sich wieder, daß er einst auch als Studentlein kommen und so leichthin Deutsch und Lateinisch schreiben werde. Er sah schon die ganze Schule wie jetzo staunen, bedachte aber nicht, daß einst, wenn das geschehen würde, die Schule längst von anderen Schülern besetzt sein werde.

Erst nach der Schule suchte das Studentlein seinen kleinen Kameraden wieder auf und führte ihn an der Hand nach Hause. Johanneslein war überselig und plauderte daheim von nichts als vom Studiren und von dem Studentlein. Alle Tage waren nun die zwei Kameraden beisammen, bis nach einiger Zeit ein Ruf an Walter und das Studentlein erging, der Beide eilig nach Wien zurückberief.

8.

Ein Brief, der ankommt und viele Unruhe verursacht.

Mutter Magdalene stand eben auf der Hausthürschwelle, als der Postbote mit seinem ledernen Ränzchen den obern Hof herunterkam.

„Wer kriegt wol heute einen Brief?“ dachte sich die Mutter „Etwa mein Sohn Walter oder der Jäger drüben oder der Achaier von seinem Studenten?“

Der Postbote ging, als er Mutter Magdalene auf der Hausthürschwelle erblickte, weder schneller noch langsamer, machte weder ein

froheres noch ernsteres Gesicht, noch rief er einen Gruß der lieben Meisterin entgegen; erst als er bereits ganz in ihrer Nähe stand, machte er wie zufällig sich besinnend plötzlich vor der Mutter Halt.

„Ihr seid halt immer der nämliche Schelm" sagte die Mutter mit wunderlichen Gefühlen, „Wenn ihr nichts für uns in euerm Ränzchen habt, da kommt ihr von weitem schon mit Geschrei und Lachen, als hättet ihr so viel für uns, daß wir's mit unserm ganzen Haus kaum auslösen könnten; habt ihr aber etwas für uns, da wollt ihr mit einer Ernsthaftigkeit vorüber, als wär' noch die ganze Post im Dorfe zu vertheilen. Ich habe schon wirklich geglaubt, ihr wollet vorüber."

„Nein, heute hab' ich was für euch" sagte nun der Bote lächelnd „es ist ein Brief an euern Sohn, Herrn Walter."

Er wollte sein Botenränzchen, das ihm an

der linken Hüfte herabhing, sogleich aufschließen und den Brief herausnehmen, aber Mutter Magdalene ließ es nicht geschehen; denn bis er hereinkäme in die Stube und ein Glas Milch und ein Stück weißes Brot gekostet hätte, könne sie den Brief nicht nehmen. Auch habe sie kein Portogeld bei sich und einen so feinen Brief, wie sie an ihren Walter kämen, möge sie nicht gleich zwischen die Finger nehmen.

Es war ein schwüler Nachmittag, der Bote ließ sich die Auffoderung zu einer so freundlichen und erquicklichen Einkehr nicht zweimal sagen; er folgte und öffnete erst in der Stube sein Ränzchen.

„Ich hab' ihn auch schon obenauf gelegt" sagte er „damit ich nicht lange suchen dürfe" und legte den Brief mit gewisser Vorsicht auf die Ecke des Tisches, welche Mutter Magdalene vorher mit der Schürze säuberlich blank gewischt hatte. „Er ist frankirt" fuhr er fort,

als die Mutter mit Brot und Milch aus der Kammer zurückkam „ich habe also nur zwei Kreuzer Münze zu bekommen.“

Die Mutter stellte die Erquickung vor den Boten auf den Tisch hin, legte Messer und Löffel und die zwei Kreuzer daneben und sah dann, die Hände über den Rücken gelegt, mit stiller Ehrfurcht auf die Adresse des Briefes nieder.

„Er ist aus Wien“ sagte der Bote, indem er sich kleine Brotspalten in die Schüssel schnitt; „mir scheint, von dieser Schrift hab' ich euerm Herrn Sohne schon mehrere Briefe gebracht, die Schrift ist sehr schön, mir scheint aber nach Allem, es ist eine Damenschrift.“

Der Mutter lief es warm und wehmüthig durch das Herz.

„Wenn es dieselbe Schrift ist wie im vorigen vor acht Tagen“ sagte sie „dann ist es

schon eine Damenschrift; dann weiß ich auch von wem."

Sie ging schnell in die Kammer, um den Brief zu holen, und zwei schwere Thränen waren gerade im Herunterlaufen über ihre Wangen, als sie mit dem Briefe wieder kam.

„Es ist kein Wunder, wenn euer Herr Sohn seine Bekanntschaften mit reichen und lieben Frauen in Wien gemacht hat" meinte der Postbote schmunzelnd und tapfer in die Schüssel greifend; „wenn er mir begegnet und ich kenn' ihn nicht, so grüß' ich ihn aus freien Stücken eher als nicht, weil ich fürchten müßte, ich lasse einen jungen Grafen ohne Gruß vorüber."

Mutter Magdalene legte den ältern Brief neben den neusten und sagte: „Ist es eine und dieselbe Schrift?"

Der Postbote schluckte etwas schneller, was er im Munde hatte, und sah herübergeneigt die

beiden Ueberschriften an. „Ja“ sagte er „es ist dieselbe Schrift.“

Die Mutter stand noch eine Weile da, mit wunderbarer Erschütterung auf die Briefe niederschauend, nahm hierauf den ältern Brief und ging damit wieder in die Kammer; an der Thüre meinte sie der verwunderte Bote plötzlich schluchzen zu hören, schnell rief er, um sich zu überzeugen: „Wo habt ihr heute euern Sohn?“ Mutter Magdalene faßte sich, so weit es ging, und sagte halb zurückgekehrt: „Er ist mit dem Herrn Studentlein in den Wald.“

Der Bote sah, mit dem Schluchzen vorher war es richtig gewesen.

In allerlei Gedanken aß er noch den Rest des Brotes und der Milch, steckte die Portokreuzer ein und sah nach, ob sein Ränzlein wohl geschlossen sei; dann stand er auf und an die Kammerthüre tretend,

weil die Mutter nicht mehr sichtbar wurde, rief er:

„Nun, liebe Pahlsin, ihr kommt nicht mehr und ich muß fort; behüt' euch Gott derweile!"

Ohne abzuwarten, ob eine Antwort aus der Kammer komme, eilte er nun weiter und begegnete draußen dem Sohne Walter, der mit dem Studentlein an der Hand eben heimkam.

„Einen Brief aus Wien habe ich gebracht" sagte der Bote mit gezogener Mütze; ich wünsche einen guten Tag und glückliche Nachricht, Herr von Walter."

In froher Wallung ließ der Begrüßte sogleich des Studentchens Hand los und eilte gegen die Thüre; ohne zurückzusehen rief er: „Habt ihr denn ausgerastet und euch gestärkt?" und dem Knaben eine Münze in die Hand legend fügte er hinzu: „Lauf und gib's dem Boten."

Als Walter zur Stubenthüre hereintrat, ging zugleich die Kammerthüre auf und die Mutter kam heraus.

„Mutter, ist's wahr? Ein Brief aus Wien ist hier?“ rief Walter.

„Dort auf dem großen Ecktisch . . .“ erwiderte die Mutter nur und blieb schmerzvoll an der Kammerthüre stehen, jede Miene des Sohnes mit feuchtem Auge prüfend, als er den Brief erbrach und las.

„Mutter, ich muß gleich morgen wieder fort“ sagte Walter unruhig auf und nieder gehend, nachdem er den Brief gelesen hatte; „meine zweite Mutter schreibt mir da in großer Angst, daß sie sich in einer Sache nicht zu rathen und zu helfen wisse, ich muß sogleich nach Wien zurück, es leidet keinen Aufschub.“

Mit wehmüthiger Fassung erwiderte die Mutter nach einer Weile: „Mein Sohn, wenn es sein muß, da soll dich Niemand halten.“

Sie mußte sich neben der Kammerthüre nieder-lassen, es wankten ihre Knie.

„Was schreibt dir deine liebe wiener Mutter?“ fragte sie nach einer Weile und fügte dann mit einigem Zögern hinzu: „Wirst du mir auch diesen Brief wie alle andere lesen?“

Walter entfaltete den Brief und las:

„Mein lieber, lieber Walter! Kommen Sie unverzüglich nach Wien zurück, wenn Sie mich in einer drängenden Angelegenheit nicht gänzlich rathlos lassen, wenn Sie einen ungünstigen Ausgang unserer süßesten Hoffnungen nicht mit Gleichgiltigkeit abwarten wollen. Der Umstand, daß auf dem letzten Testamente meines verstorbenen Mannes das Datum vergessen und ein viel älteres mit dem nöthigen Datum vorgefunden worden ist, bringt mich eben so in schweren Nachtheil der Erbschaft, als die Verwandten meines Mannes ihre Erwartungen steigern dürfen, wenn nicht aus den übrigen

Papieren meines Mannes die Zeit der Abfassung seines jüngsten Testamentes nachgewiesen werden kann. Kommen Sie, kommen Sie; es ist, als könnte meinen großen Sorgen Niemand abhelfen als Sie, als müßte ein günstiger Ausgang unserer Angelegenheit so lange hinausgeschoben bleiben, bis Sie wieder bei mir sind, mein bester Freund, mein treuster Rathgeber, mein lieber guter Sohn, wie Sie sich selber gern nennen. Eilen Sie wie mit Flügeln zu mir zurück; ich sehe wohl, wenn ich es auch ertrüge, so will es ein wunderliches Schicksal nicht, daß wir lange in Abgeschiedenheit und Trennung leben. In der Hoffnung, daß Sie durch Nichts zurückgehalten werden, meinem Rufe zu folgen, erwartet Sie Ihre getreue wiener Mutter Philippine."

Den Inhalt des Briefes, der für sie viel zu hoch abgefaßt war, mit stillem Sinnen überdenkend blieb Mutter Magdalene unbeweglich

auf ihrem Platze sitzen; nur einige Stellen des Briefes waren es, die ihr nur zu verständlich waren und die ihr nun immer und immer durch die wehmuthsvolle Seele gingen.

„Mein Walter, mein lieber lieber Walter" sprach es immer lauter nach in ihrem Innern „kommen Sie unverzüglich nach Wien zurück . . . Kommen Sie, es ist, als könnte meinen großen Sorgen Niemand abhelfen als Sie, mein bester Freund, mein treuster Rathgeber, mein lieber guter Sohn . . . Eilen Sie wie mit Flügeln zu mir zurück — es erwartet Sie Ihre getreue wiener Mutter Philippine."

Es war keine Silbe in dem Briefe, die sich auf Walter's wirkliche Mutter bezogen und nebenbei bemerkt hätte, wie er sie über seine eilige Abreise trösten und beruhigen solle, wie er die wiener Mutter noch besonders bei ihr entschuldigen möchte, weil sie ihr den lieben

Sohn so unerwartet und gewaltsam entführe, im Gegentheile hieß es am Schlusse des Briefes nur: „In der Hoffnung, daß Sie durch Nichts zurückgehalten werden, meinem Rufe zu folgen, erwartet Sie Ihre getreue wiener Mutter . . ."

Das war nun freilich schmerzlich, ein Kind so sehr zu lieben, als Mutter auf den ersten Platz im Herzen des Kindes Anspruch zu haben und sich doch so stillschweigend bei den dringendsten Angelegenheiten bei Seite gesetzt, übergangen zu sehen.

In ihr stilles Nachsinnen versunken merkte Mutter Magdalene nicht, welchen langen, ernsten Blick Walter auf ihrem wehmuthsvollen Angesichte ruhen ließ, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte; er war fort, als Mutter Magdalene endlich aufblickte, und ihr Mann, der gute Pahlsen trat herein.

„Du, lieber Mann" sagte Mutter Mag-

dalene, ohne aufzustehen und noch immer in ihr träumerisches Denken versunken „ein Brief von Wien ist wieder da und denke dir, unser Walter muß gleich morgen wieder fort, die wiener Mutter will es haben; sie hat da etwas wegen eines Testaments im Sinne und da meint sie, unser Walter kann unter allen Menschen ihr alleine helfen.“

Pahlsen hatte mit der Rechten den Hut an den Nagel des Drambaumes aufgehangen, wischte sich mit der Linken über die Stirne und sah etwas gebückt vor sich nieder.

„So so“ sagte er „Mmmm . . . ja, liebes Weib, was sein muß, wird halt auf jeden Fall sein müssen. Bedenk', was die Frau in Wien für unsern Sohn gethan hat; was wäre er, wo wäre er, wenn sie ihn nicht wie ihr eigenes Kind in ihr Haus genommen und auch so verpflegt hätte? Wenn sie also schreibt, daß er fort soll, so muß er

fort, es mag uns jetzt schon schwer ankommen oder leicht.“

„Das sag' ich auch“ meinte die Mutter und drehte sich hinweg, um ihr Angesicht nicht sehen zu lassen.

Pahlsen, der während seiner Rede nur flüchtige Seitenblicke über sein Weibchen hatte streifen lassen, sah nun ernsthaft zu ihr auf und nach einer Weile sagte er:

„Mach' ihm und dem Studentchen die Wäsche und was sie sonst noch brauchen zurecht, ich will hinaus und das Wägelchen richten, bis zur ersten Post will ich ihn und das Studentchen fahren.“

Unter lauter Tumult des Zusammenlesens und Ordnens vergingen nun die übrigen Stunden des Nachmittags, denn in der Hoffnung eines andauernden Aufenthalts hatte man Kleider und andere Dinge aus den Koffern bereits durch die ganze Wohnung zerstreut.

Mutter Magdalene zeigte sich indessen musterhaft in ihrem heimlichen Kummer; sie ließ keine Silbe fallen, daß sie gegen die schnelle Reise etwas einzuwenden habe, sie war nur Thätigkeit den ganzen Nachmittag und bis in den Abend hinein und als nun endlich die Koffer wohlgepackt, verschlossen und mit Adressen versehen waren, sagte sie nur zu Walter und dem Studentchen:

„Geht jetzt und schlafet aus, es wird sehr früh zum Aufbruch kommen.“

Das Studentlein sprang geschwinde noch ins Hooferhaus hinüber und nahm von seinem kleinen Kameraden, dem Johanneslein, Abschied; zurückgekommen ging er bald darauf zu Bette.

„Gute Nacht, Mutter“ sagte Walter.

„Gute Nacht, Frau Mutter Walterin“ sagte das Studentlein.

Höchst sonderbar und schmerzlich war es

unserm guten Vater Pahlsen, als er bald darauf sein Weibchen bitterlich in das Kopfkissen weinen hörte. Doch war sie die Erste aus den Federn, als der Hahn zum ersten Male rief, und stellte den Kaffee auf den Tisch, bevor die Reisenden noch mit ihrem Anzuge fertig waren.

Mit wahrem Heldenmuthe ertrug die Mutter ihres Sohnes Abschied, als er ihre Hand ergriff, sie dann auf die Wange küßte und sagte:

„Nun, Mutter, ich hab' euch doch noch immer am liebsten auf dieser Welt. Lebt wohl und betrübt euch nicht zu sehr, daß ich diesmal so eilig fort muß, vielleicht komm' ich eher, als ihr denket, wieder. Ich will euch die wiener Mutter herzlich grüßen!"

„Bleib' gesund, mein Kind" sagte die Mutter und nickte zu den letzten Worten des Sohnes; dann bei Seite tretend zog sie die

Schürze über die Augen und weinte bitterlich, bis die Reisenden endlich bequem genug und zur Abfahrt bereit auf dem Wägelchen saßen.

„Geltet, Herr Studentlein, geltet" sagte sie dann mit verweinten Augen wieder hinzutretend „so wollt ihr auch euer Wort nicht halten und bei mir den Sommer bleiben! Was muß eure liebe Mutter für eine ganz andere liebe Mutter sein, daß ihr vor Freuden zittert, wenn es heimwärts heißt nach dem schönen Wien. So grüß' euch Gott und kommt bald wieder, ich möchte euch auch immer eine gute Mutter sein wie eure Mutter meinem Walter!"

Das Studentlein reichte ihr die Hand hinunter und sagte:

„O Frau Mutter Walterin, es ist sehr schön bei euch und ich werde schon kommen, wenn es mir wieder einmal erlaubt sein wird."

„Eure liebe Mutter wird es euch halt nicht gern erlauben?" sagte Mutter Magdalene.

„O ja, Frau Mutter Walterin" erwiderte das Studentlein; „zur guten Mutter des Herrn Walter wirst du immer dürfen, so oft du willst und Ferien hast, hat meine Mutter bei der Abreise gesagt."

„Hat sie das gesagt?" erwiderte Mutter Magdalene mit einem Anfluge lebhafter Freude „Ja, ihr sollet immer bei mir gut aufgehoben sein!"

„Nun, ich fahre, liebes Weibchen" sagte jetzt Vater Pahlsen mitten drein „Hast du uns noch etwas zu sagen?"

„Nein, jetzt nichts mehr" erwiderte die Mutter vom Wägelchen zurücktretend und die Schürze aufs neue wehmuthsvoll über das Kinn schlagend; eine Thräne schlug die andere, indem sie ihr Auge unverwandt auf

ihrem Sohne ruhen ließ und halb laut hinzufügte:

„In Gottes Namen, mein Sohn, gib Acht und verwahr' dich wohl und denk' an deine Mutter . . ."

Als das Wägelchen bereits eine Strecke zwischen den Feldern weiter gefahren war, dachte Vater Pahlsen:

„Weil sich mein liebes Weib so heldenmüthig gezeigt hat, daß es meinem Walter nicht aufgefallen ist, so will ich's lieber noch verschweigen, was ich an ihr seit einiger Zeit bemerke — es ist doch so: sie ist eifersüchtig, daß ihn neben ihr noch eine andere Mutter so in Lieb' und Pflege bei sich haben soll . . ."

Walter aber dachte:

„Weil ich den Vater bei allem Dem so ruhig und ohne Argwohn sehe, so will ich ihm auch diesmal keinen Wink noch geben — o liebenswürdiges, himmlisches Mutterherz, das

nicht ertragen kann, daß mir von zweiter Mutterhand die Liebespflege werde, die du mir allein gewähren möchtest!"

Als das Wägelchen endlich von den steinigen Feldwegen auf die Poststraße hinüberlenkte, blickte Vater Pahlsen zufällig zurück und sagte fast erschrocken:

„Da steht auf dem nackten Berge dort ein einzelner Mensch, es ist ein Weibchen; geh', schau durch dein „Sperpegif" lieber Walter, ob es nicht gar die Mutter ist, die uns von dort herunter nachsieht?"

Walter sah durch seinen Tubus und rief erschüttert:

„Ja, bei Gott, Vater, es ist die Mutter; sie hat die Schürze um den Mund geschlagen und blickt uns unbeweglich nach!"

Die Reisenden sahen eine gute Weile zurück und suchten der nachblickenden Mutter durch Winken mit Tüchern noch freundliche

Abschiedszeichen zu geben; indessen schien sie diese nicht deutlich genug wahrzunehmen.

„Jetzt ist sie den weiten, rauhen Weg gelaufen und hat den schwindeligen Berg erstiegen, daß sie uns nur eine Weile noch sehen könne" dachte Vater Pahlsen.

Walter dachte tief ergriffen:

„So darf es nicht lange mehr dauern, sie muß das Wahre bald erfahren ...."

Als Vater Pahlsen von der ersten Poststation wieder zurückfuhr, dachte er wol nicht, wie bald er diese Straße wieder fahren würde.

9.

Ein Brief, der nicht ankommt und die Unruhe vermehrt.

Vierzehn Tage waren vorüber, aber kein Brief aus Wien war angekommen.

Mit seltener Unruhe dachte Vater Pahlsen: „Es wäre doch recht schlimm gefehlt, wenn in acht Tagen noch kein Brief da wäre."

Aber es kam auch während der folgenden acht Tage kein Brief von seinem Sohne.

„Es ist nur wegen seiner Mutter, die wieder denken wird wer weiß was" dachte mit vermehrter Sorge Vater Pahlsen „Ich will noch einmal acht Tage zusehen, dann geh' ich aber

nach. Wer weiß denn, wo es wieder fehlt? Ein Brief liegt oft ein halbes ewiges Leben lang auf einem Seitentischlein und kein fauler Bote will ihn alleine unter die Leute tragen, bis er Kameraden kriegt; so hat man in drei Wochen oft einen Brief und man könnt' ihn in zwei Tagen haben."

Ohne seinem Weibchen zu sagen, wohin er gehe, machte sich Pahlsen wirklich eines Tages auf den Weg nach der Post und fragte da:

„Ist der Herr Postmeister zu Hause?"

Man erwiderte: „Der Herr Postmeister ist auf dem Felde."

Pahlsen fragte weiter: „Wo ist des Herrn Postmeisters sein Feld?"

Man erwiderte: „Des Herrn Postmeisters sein Feld ist da draußen rechter Hand links, wenn man zwischen den Häusern dort hinaus geht hinten herum."

Pahlsen dankte lächelnd: „So so; ich sage

meinen Dank und meine wol, ich soll's noch finden."

Und als er endlich des Herrn Postmeisters Feld gefunden hatte, fragte er einen Arbeiter: „Treff' ich da ihn selber, den Herrn Postmeister, auf seinem Felde?"

„Nein, den trefft ihr jetzt schon nicht mehr da, den Herrn Postmeister, auf seinem Felde, aber ihr werdet den Herrn Postmeister da drüben um das Wäldchen herum am Bach hinunterwärts auf einer Wiese treffen; gerade ist er hin."

Auf des Herrn Postmeisters Wiese gras'te eine kleine Magd und die fragte Vater Pahlsen nun: „Ist das des Herrn Postmeisters seine Wiese, meine Liebe?"

„Ja ja, das ist sie schon des Herrn Postmeisters seine Wiese, der Herr Postmeister ist da gewesen, aber ist den Augenblick wieder fortgegangen; zu Hause trefft ihr ihn."

Zu Hause war nun wirklich die Kanzleithüre offen und Vater Pahlsen trat herein.

„Herr Postmeister" sagte er „ist kein Brief da an Jakob Pahlsen?"

„Pahlsen? .. Pahlsen? .. aus Wien?" fragte der Postmeister.

„Ja, aus Wien" antwortete Vater Pahlsen.

„Richtig, ja ich glaube; ich habe schon vor einiger Zeit einen Brief da auf die Seite gelegt, mir scheint, er ist für euch; Pahlsen also — Pahlsen. .. Ich werde ihn gleich haben, er muß da unter den Papieren liegen. .. Pahlsen, Pahlsen. .. Nun, da ist er schon. .. Aber halt! Ich habe mich geirrt; der Brief ist zwar aus Wien, aber an Herrn Herrn Graniggelpeter in Wulfingen."

Vater Pahlsen hatte schon gemeint, den Brief des Sohnes in der Hand zu halten; jetzt sagte er betrübt: „So also ist von meinem Walter kein Brief da? Liegt vielleicht noch ein

Brief unter den Papieren? Vielleicht ist der für mich."

„Nein, nein, ich habe keinen als diesen bei Seite gelegt; wenn nicht der Postbote einen Brief für euch mit fort hat, so ist keiner für euch angekommen."

„Dann bitt' ich nur, Herr Postmeister, wenn ein Brief aus Wien für mich ankommt, so legt ihn nicht auf das schöne Seitentischchen, die Ehre ist gar zu viel, aber schickt mir ihn expresse ins Haus, der Bote mag kosten, was er will; es kommt mir Alles darauf an, daß ich den Brief je eher je lieber in Händen habe."

Mit schwerem Herzen ging Vater Pahlsen wieder heim. Ihm war die ganze Angelegenheit eigentlich nur der Mutter wegen wichtig, denn es entging ihm nicht, wie seltsam unruhig diese gegen sonst ihr Commando im Hause betrieb, wie sie oft mitten in ihrer stürmischen Lebhaftigkeit nachsinnend stille hielt, tief wehmuths-

voll aufathmete und dann ängstlich, als besorgte sie belauscht zu werden, in ihrer Arbeit sehr geschäftig fortfuhr.

„Ich habe doch groß gefehlt“ dachte sich Vater Pahlsen auf dem Heimmarsch „daß ich meinem Walter das Geheimniß nicht doch lieber eingestanden habe. Es wäre zum wenigsten nicht das geschehen, daß wir jetzt einen Brief wie einen Bissen Brot in großer Hungersnoth erwarten müssen — das wird noch großes Uebel setzen.“

Sich besinnend, wie lange er nach der Post und wieder nach Hause auf dem Wege sei, dachte er weiter:

„Jetzt werde ich heimkommen und es wird aufgefallen sein, wo ich so lange gewesen bin; was sage ich, wenn ich gefragt werde? Was hilft's, die Wahrheit muß ich dennoch sagen.“

Er hatte Recht.

Kaum in die Stube getreten, fiel auch

schon eine lebhafte Frage um die andere über ihn her.

„Wo gehst du denn herum einen geschlagenen halben Tag, daß kein Mensch errathen kann, wohin du verschwunden bist?"

Es war Mutter Magdalene, die so fragte.

„Auf der Post bin ich gewesen, weil ich gerade nichts Wichtiges zu schaffen gehabt habe — wer weiß denn, wo es steckt: ich meine, unser Sohn hätte schon lange geschrieben, sein Brief ist aber noch nicht da."

Mutter Magdalene stand am Fenster, die linke Hand über die Brust legend, die rechte darauf stützend; eine wehmüthige Röthe zog langsam aus der Tiefe der Brust durch ihre Wangen und nach einer Weile sagte sie mit schmerzlichem Lächeln, ohne zu Vater Pahlsen aufzublicken:

„Ja ja . . . vergessen und versunken!"

Mit gewisser Ruhe verrichtete sie hierauf

ihre Arbeiten wieder und Niemand außer Vater Pahlsen ahnte, was in ihrem Herzen vorging.

In derselben Nacht geschah etwas zum Entsetzen Pahlsens und des Hausgesindes: um Mitternacht läutete auf einmal das Glöcklein, welches sonst als wohlklingender Morgenruf die Leute weckte, gellend durch das Haus. Pahlsen fuhr aus dem Schlafe auf und sah Mutter Magdalenen heftig und rastlos an dem Stricklein neben dem Bette reißen.

„Um Gottes willen" rief er „Weibchen, was gibt es, was machst du? Sind Diebe im Haus? Ist Feuer ausgebrochen?"

Immerfort läutend sagte Mutter Magdalene: „Siehst du denn nicht, heller Tag ist's und wir schlafen Alle noch! Mein Gott, o Gott, ich habe lauter Feuer und Flammen in meinem Blut — was ist das für ein verschlafenes, todtes Leben in unserm Haus! Draußen hör' ich die Halsglöcklein der Thierheerden schon, die

Peitschen knallen und die Leute rufen, nur unser Haus liegt brunnentief im Schlaf! Auf, auf! Steht Niemand auf? Will Niemand hören?" Und sie fuhr fort an der gellenden Glocke zu reißen.

Pahlsen erhob sich und ging zum Fenster.

„Licht ist's genug" sagte er „doch ist's nicht Tageslicht, o Weibchen. Laß' doch gleich vom Läuten ab; nicht Tag ist's, liebes Weibchen, Nacht ist's, Mitternacht erst, es scheint nur der Mond so hell."

„So hab' ich nur im Traum vermeint?.. O Mann, o Mann, was leid' ich und wie ist mir!" sagte Mutter Magdalene und ließ vom Läuten ab. „Feuer, Feuer, Feuer in Mark und Bein, o das geht mir an das Leben!"

Erschrocken und erschüttert über den wehvollen Klageton kam Vater Pahlsen vom Fenster schnell zum Bett zurück und sagte: „Magdalene, so schlimm ist dir? Sag', bist du krank?"

„Krank, krank, krank . . .“ sagte Mutter Magdalene traumhaft schmerzlich wieder in Schlaf versinkend — „O mein armes Schäflein, fremd... so fremd . . . so fremd. . .“

Schweigend und betrübt blieb Vater Pahlsen vor dem Bette stehen und sah eine Weile auf sein unruhig entschlummerndes Weibchen nieder; dann dachte er:

„Ich muß das Haus zufriedenstellen, kein Mensch wird wissen, was es gibt.“

Der eine Knecht war eben heimgekommen und wollte sachte durch die Bodenthüre zu seinem Bette schleichen, denkend: „Es ist erst Mitternacht, da schläft sich's noch zwei, drei Stündchen recht glückselig“ — da entsetzte ihn der wahnsinnig gelle Glockenton in solcher Weise, daß er wie angewurzelt stehen blieb und mit keinem Schritte vorwärts konnte. Die Magd saß aufgeschreckt im Bette, streifte sich das aufgelöste Haar in Ordnung und griff nach ihrem

Kopftuch in der Meinung, es sei Morgen, aber die schlaftrunkenen Augen wollten sich nicht öffnen und die erschrockenen Sinne wollten noch nicht ganz erwachen. Da kam Hausvater Pahlsen die Stiege herauf und sah den Knecht in voller Kleidung und sagte:

„Was? So hat es dich so schnell aufgeschüttelt? Zieh' dich nur wieder aus und ruh' noch eine Weile, ich will dich schon später wieder wecken.“ Auf den Mägdeboden hinüberrufend sagte er: „Bleibt nur liegen noch, es ist zu früh, die Mutter hat im Traum geläutet.“

Schlaff legten sich die Mägde wieder zurück, der Knecht ging seinem Bette zu und dachte: „Das paßt gut;“ doch kummervoll stieg Vater Pahlsen wieder die Treppe hinunter, ihm ahnte, was kommen dürfte: andern Morgens stiegen Alle gesund und munter aus ihren Betten, nur Mutter Magdalene nicht, sie lag im Fieber.

Vater Pahlsen ging zum Arzte und sagte:

„Herr Doctor, um Rath hätt' ich gebeten! Was meint ihr, Herr Doctor: Wir hätten zum Beispeil einen Sohn, einen wohlgerathenen, guten Sohn, und den Sohn hätten wir studiren lassen und er hätte auch mit Gottes Beistand glücklich bis hinauf studirt, wo es eine kleine Stadt nicht weiter bietet und eine große Stadt vonnöthen wird; jetzt hätten wir den Sohn nach Wien geschickt und es wäre noch immer jede höhere Schule auch vom Fleck gegangen, nur die Mittel, Herr Doctor, die Mittel hätten sich für eine so theuere Stadt nicht mehr finden wollen. In dieser großen Zwänge, Herr Doctor, käme jetzt auf einmal ein Brief von unserm Sohn und aller Noth wäre auf einmal abgeholfen — unser Sohn wäre in Wien in einem reichen Haus gut aufgenommen, geschätzt und geliebt, mit Allem versorgt und versehen, die herzgute reiche Frau die nähm' sich seiner an wie eines eigenen lieben Kindes, so daß alle Sorg' und Beküm-

merniß leicht ein Ende haben könnte; aber da finge die rechte Noth erst an. Die Mutter auf dem Lande kann nicht denken und ertragen, daß jetzo in der Stadt eine andere Mutter in der Stadt ihren Sohn verpflegen und freundlich halten soll, und da versperrt sie ihren Kummer erst in aller Stille in ihr gutes Herz, möchte keinem Menschen davon etwas sagen, geht aber abgejammert genug herum, daß man es von weitem sehen und errathen kann; schlaft jetzt kaum mehr eine Nacht, fährt auf und weckt das ganze Haus, eh' sich ein Haushahn noch hat hören lassen, und mit einem Mal heut Morgen liegt sie im Fieber und vermag sich gar nicht mehr. Was ist da zu thun, Herr Doctor? Den Rath hätt' ich mir gern erbeten."

Der Doctor fragte: „Ist das die Geschichte von euerm Sohn und seiner Mutter?"

„Herr Doctor, ja; was ist zu thun?"

„Geht nur heim voraus" erwiderte der

Doctor „ich muß die Kranke sehen, ich komme nach.“

Der Doctor kam und verordnete gegen das Fieber; Nachmittags in einer guten Stunde aber verordnete Vater Pahlsen etwas für das Herz der Kranken und das war viel besser als der Rath des Arztes.

Er setzte sich nämlich vor das Bett der Kranken und sagte so:

„Nun, liebes Weibchen, wie ist dir jetzt?“

„Gut, besser, besser . . . ich weiß nicht recht . . .“ erwiderte Mutter Magdalene.

Er nahm sie bei der Hand, befühlte sie und sagte weiter:

„Die Hand ist nicht so heiß mehr wie vor Mittag, nun so Gott will, wirst du wieder bald gesund; nur Geduld, Geduld, mein liebes Weibchen, dann wird Alles wieder gut. . . Sag' mir, wenn du wieder gesund bist, was dir lieb ist, Alles was in meinen Kräften steht, das sollst

du haben. Ich weiß, du hast manchmal eine Sehnsucht, ein Schüsselchen Kaffee zu trinken: du sollst Kaffee haben, es wird nicht über unsere Kräfte gehen, wenn du alle Tage einmal die Freude hast; du sollst die Woche zwei Mal auch vom Fleische etwas haben, vom schweren Mehl verlang' ich nicht, daß du noch länger allein lebst. Denk' nach, was du sonst von neuen Kleidern willst, ich möchte dir auch da nichts Nöthiges versagen. Dann, wenn du wieder dastehst, gesund und frisch, zum Trost der Kinder und zu meiner Freude — da wirst du mich auf einmal am Wägelchen klopfen hören, die Räder werde ich prüfen, den Sitz ausbessern und überpolstern lassen, du wirst mich öfter um den Rappen sehen, bis er glänzt als wie ein Grafenroß — Magdalene, werde ich sagen, Roß und Wägelchen sind bereit, wie wär's, wann machen wir unversehens die Probirfahrt und besuchen unsern Sohn in Wien? Da wir Roß

und Wagen haben und auch sonst mit Kost uns wohl versehen können, was kann die ganze Freude kosten? Denk' dir den Walter, der sich nimmer kennen wird vor Glückseligkeit, wenn er uns sieht; denk' dir, wir sehen auch einmal sein zweites Mütterlein und sehen Wien, das große schöne liebe Wien, mein gutes Weibchen, was sagst du? was meinst du? wie gefällt dir dieser Streich?.. Schau, wie du lächelst, schau, wie dir leichter ist — geh' geh', leg' dich nicht auf die andere Seite, ich sehe doch, wie dich's freut, daran zu denken. . ."

Ein Verklärungsschein ergoß sich über Magdalenens Angesicht, ins tiefste Wesen drang ihr dieser Freudenantrag.

Gegen Abend erneuerte sich das Fieber freilich wieder, aber schon merklich schwächer als den Tag zuvor; andern Tages saß Mutter Magdalene schon im Bette auf, sie phantasirte nicht einen Augenblick mehr, der Doctor fand sie auch

auf dem Wege der Genesung; am dritten Tage war die Kranke schon viele Stunden außer Bette, am vierten Tage stand sie heiterer als vor ihrer Krankheit an der Spitze ihrer Hausgeschäfte. Nie war sie inniger im Umgange, rastloser in ihren Arbeiten, vertraulicher mit den Leuten im Hause gewesen als jetzt.

Die ältere Magd nahm sie noch denselben Tag geheimnißvoll zur Seite und sagte:

„Komm, daß ich dir etwas insgeheim vertraue! Elis', du wirst in kurzem meine Stell' vertreten müssen, im Haus die Aufsicht führen, kochen, auf die Kleinen achten; ich verreis'. Halte mir brav Ordnung, laß' mir keine Noth ins Haus und wegen meiner Kinder will ich dir das Letzte schon noch sagen. Sonst schweig' jetzt noch; wann ich verreis', das wirst du noch erfahren.“

Den Oberknecht nahm sie andern' Tags zur Seite.

„Was macht der Rappe“ sagte sie „Ist er wol beschlagen? Fütterst du ihn gut? Gib ihm, was er mag, Hafer, wenn du meinst auch etwas Korn; er wird bald Kräfte brauchen, ich und mein Mann verreisen nächstens. Jetzt sieh dazu, was ich dir mitbring', wird dir's gut verlohnen; sonst aber schweig' fürs Erste noch davon, verstehst du? weiter braucht's Niemand zu wissen.“

Vater Pahlsen bemerkte das recht gut und wollte nicht erscheinen, als habe er auf sein Versprechen schon vergessen. Er klopfte und prüfte und verbesserte am Wägelchen so eifrig, als sei es ihm nun wirklich voller Ernst mit dieser Reise; indessen wünschte er nichts inniger, als sie aufzugeben, denn ihm entgingen die Beschwerlichkeiten nicht, die eine solche Reise mit sich bringen mußte. Den Wunsch zu reisen nach und nach zu schwächen, schob er erst die Zeit ins Weite, wann zu reisen wäre, und gewann den

Doctor, daß er eine Reise vor Verlauf von wenigstens sechs Wochen durchaus für unzulässig hielt; dann sprach er in vertrauten Stunden von Dem und Dem, gegen was sich die Mutter auf der Reise wol zu hüten habe, und wenn sie sagte: „Gott gerechter, muß so ein Reisen was beschwerlich sein!“ da fiel er sogleich ein: „O Kind, was meinst du denn? das ist von den Beschwerden noch kein kühler Thau! Von den Nachtquartieren höre erst, von den dunstigen Wirthshausstuben, die man Nachts von einer Eck' zur andern mit Stroh bestreut, auf das sich dann alles mögliche Gesindel hinniederstürzt: Viehhändler, Bettler, Juden, Pfannenflicker, Handwerksburschen, Betrunkene und noch allerlei andere Fremde, die dir alle verdächtig scheinen werden; da kannst du rufen: Gott gerechter, muß so ein Reisen was beschwerlich sein!“

Aber desungeachtet lenkte Mutter Magdalene immer ein:

„Wer etwas so Gutes und Liebes will, wie wir, der muß sich doch nicht schrecken lassen.“

Da kam eines Tages endlich ein Brief von Walter. Er schrieb, daß er glücklich in Wien angekommen sei, entschuldigte sich, daß er so lange nicht geschrieben habe, denn er hätte gar zu viel zu thun gehabt, nun aber sei die Angelegenheit der wiener Mutter glücklich in Ordnung und er hoffe bald wieder Vater und Mütterlein daheim besuchen zu können. Folgte hierauf ein schöner Herzensgruß von der wiener Mutter und von dem Studentlein extra.

Vater Pahlsen jubelte innerlich, als der Brief gelesen war, denn er meinte nicht anders, als die Mutter werde den Gedanken an die Reise nun von selber fallen lassen.

Aber er irrte sich gewaltig; gerade jetzt erst beschloß die Mutter unabänderlich zu reisen.

In gelinder Verzweiflung kaufte er daher

nächsten Nachmittages Zucker und Kaffee und brachte sie mit den Worten heim:

„Da sieh, mein liebes Weibchen, ob ich mein Wort auch halten kann! Da hast du und das sollst du daheim nun alle Tage haben."

Er dachte: hat sie ihn nur einmal recht verkostet, er hält sie schon zu Hause, die Weiber müßte ich nicht kennen!

Aber die Mutter sagte: „Ehvor wir reisen, fang' ich nimmer damit an und wenn ich heimkomm', will ich ihn auch wie bis jetzt gerathen, unser Haus erschwingt so Schleckereien nicht."

Eines Tages brachte Pahlsen ein schönes Seidenhalstuch für Mutter Magdalene und eine schwere Masse Stoffe für Kinderkleider heim.

„Ehvor wir reisen" sagte er „mußt du ja auch sorgen, daß Alles noch wol fertig wird; man muß die Kleinen erst gut versehen, ehe man reist."

Er dachte: ehe sie die Nähterin und den

Schneider einfängt und das Alles fertig wird, vergehen Wochen; so verdräng' ich sie bis zur Ernte hin, dann ist's von selbst mit allem Reisen aus.

Aber Mutter Magdalene sagte: „Lieber Mann, das Alles muß ruhn und bleiben, bis wir wieder kommen;" sie zählte auf den Fingern ab, daß die Kinder noch mit Kleidern wohlversehen seien, und dagegen war nichts einzuwenden.

Seufzend ergab sich Vater Pahlsen endlich drein.

Er schrieb in aller Heimlichkeit mit ungeheuern Buchstabenhaken einen Brief an seinen Sohn in Wien, darin er ihm seine baldige Ankunft vermeldete. „Um Jessu Kristi wilen" schloß er „ich häd der Reiß noch gern die Radsperr' angeleggt, alleine die Muter ist einmal schon im Lauf, ich halt sie nimer auff."

Dann ließ er Vorrath für die Reise kochen,

den Rappen frisch beschlagen, packte ein, und als die letzte Nacht vor der Abfahrt sich zu lichten anfing, brach er mit der Mutter in aller Stille auf. Sie gab mit weinenden Augen der ältern Magd ihre letzten Befehle, die Kinder wohl zu halten; der Vater sagte zu dem Rappen „hi" und weiter ging es nach der Straße, auf der sie Wien erreichen sollten.

10.

Die Reise nach Wien.

Die Mutter Magdalene war niemals eine Meile weit über die Heimat hinausgekommen. Als nun heute die Sonne aufging, hatte sie bereits alle bekannte Gegenstände der Heimat hinter sich und vor sich lauter fremdes Land und lauter fremde Wohnungen und Menschen.

Ein tiefes Schauern überkam sie bei dem Gedanken, wie jung die Kinder oft von ihren Eltern und aus der Heimat müssen, wie trostlos es ihr schiene, wenn sie auf der einförmigen Straße alleine weiter müßte.

Rechts und links standen bald Wälder in

leichten Morgennebeln düster-schweigsam da, ihre Bäume schienen, indem der Rappe vorwärts schritt, geräuschlos und traurig durcheinander zu gehen; bald starrte ein verwitterter Fels so kahl und schläfrig in die Lüfte oder ein nebelhauchender Abgrund schoß knapp neben der geländerten Straße in die Tiefe. Wiesen und Felder sahen den Reisenden gleichgiltig im Morgenlichte nach, auf der Straße kam ihnen Niemand entgegen als dann und wann ein Handwerksbursche, den das Ungeziefer so früh aus der Wirthsstube versprengt hatte, oder ein schwerer Fuhrmannswagen, der in der kühlen Morgenluft vorwärts trachtete, um während der heißen Mittagssonne rasten zu können.

Wie schmiegte sich Mutter Magdalene enger an Vater Pahlsen, jetzt den einzigen bekannten lieben Menschen in der Fremde, der sie schützte, für sie sorgte, den sie doch unter lauter fremden Gegenständen immer vor Augen haben

konnte. „Ein Mann ist doch was Rechtes werth" dachte sie im Stillen „was wär' ich da in der weiten Welt alleine, hätt' ich meinen lieben Alten nicht bei mir?" Selbst der Rappe, das Wägelchen, jedes Tuch und jedes Päckchen auf dem Wägelchen gewannen jetzt in ihren Augen sehr an Werth, ihr war schon leichter, wenn sie nur etwas Bekanntes unter so vielen unbekannten Dingen erblicken konnte.

Einmal schaute sie mit freudiger Bewegung in die Lüfte, als würde sie erst jetzt auf noch etwas sehr Liebes und Bekanntes aufmerksam: die Luft bis zu den Wolken erscholl von Lerchengesang.

„Das ist doch schön" bemerkte Mutter Magdalene „die lieben Lerchen hört man überall, wohin man kommt; es ist gerade, als thäten sie uns wie getreuliche Bekannte vom Hause her überall hin folgen, daß sich der Mensch auf seiner Reise nicht gar so fremd und verlassen vorkomme in der Welt."

Als man bald darauf ein fremdes Dorf erreichte, hie und da sich langsam eine Hausthüre aufthat und in die frische Morgenluft ein schlaftrunkener Mensch heraustrat, um sich beim Brunnen zu waschen, da sagte Mutter Magdalene:

„Du, Alter, jetzt werden die Unsern daheim wol auch schon aufgestanden sein und Eins ums Andere sichtbar werden; wenn mir nur mit den Kindern kein Unglück geschieht, das macht mir den allergrößten Kummer."

„Sei nicht kleinmüthig, Magdalene" sagte Vater Pahlsen; „die Elis wird ihre Sache schon vorsichtig machen, ihr dürfen wir die Kinder mit gutem Gewissen anvertrauen. Das Glück ist, daß wir heuer gerade Ehehalten haben, die Einem durch die Bank treu sind, denen man schon einmal auf ein vierzehn Tage eine rechte Hand lassen darf. Von unserm Oberknecht erwart' ich eben auch gewiß eine rechte Ordnung im Haus, das allein besorg' ich, daß er sein Herren-

recht gar zu strenge führen möchte; etwas nachsichtig dürfte er schon Das und Das befehlen, einem Mitehehalten ist selten leicht gehorsamt wie dem Herrn von Rechtswegen."

„Die Kinder werden jetzt noch schlafen" fuhr die Mutter mit erinnerungsseligen Blicken fort „Wie werden sie schauen und fragen und nach der Mutter rufen! Sie werden im Anfang von der Elis gar nichts wissen wollen, bis doch zuletzt das Rufen und Wehren nichts helfen wird und sie der Hunger endlich aus den Betten plagt. Die Elis hat eigentlich einen schweren Stand, bis wir wieder kommen. Was wird die Arme für Geschichten und Ausreden ausstudiren müssen, bis sie den Kleinen ihre Neugier etwas abstillt; es wird nicht zu ertragen sein, wenn mitten in der besten Geschichte Eins von den Rabareln mit der Anfrag' durchfährt: Aber wo ist die Mutter, aber wann kommt der Vater?"

„Ihr Stand ist wirklich nicht der allerbeste“ sagte Pahlsen.

„Der Friedel wird immer das Oberhaupt der Rebellion sein, der wird die Andern tausend Mal im Tag der Mutter und dem Vater entgegenführen und immer unverrichteter Sach' wieder heimkehren müssen. Bald wird er ihnen weismachen, Wien liegt gegen St. Anna hin, bald wird es hinter dem Föhrenwäldchen liegen, bald über den großen Stein hinaus — ich wollt', ich könnte ihren Gesprächen zuhören, es wäre mir oft ein Trost und eine selige Freude.“

„Das kannst du auch einmal wieder; weil das Reisen hat geschehen müssen, so gib dich nur im Guten drein“ sagte Vater Pahlsen und schnalzte mit der Zunge dem Rappen, daß er die mälig aufsteigende Höhe frischer in die Zügel schieße.

Einen gemeinschaftlichen Trost fanden Beide in dem Gedanken an den sechzehnjährigen

Loisl *), dessen Gegenwart immerhin von nützlicher Bedeutung war, sofern es wirklich eine Wirrniß zu Hause geben sollte.

Von den Kindern und von den Dienstboten ging das Gespräch bald auf die Nachbarn und auf alle Angelegenheiten des Dorfes über, und während sie mit jedem Schritte des Pferdes weiter von dem heimatlichen Schauplatz sich entfernten, rückte jeder heimatliche Gegenstand ihrem vollen Herzen näher, alles Gute wurde mit warmer Liebe durchgesprochen, alles Ueble, wenn auch mit vieler Nachsicht, so doch streng genug verurtheilt.

„Gott, wie sind die Menschen oft!“ rief Mutter Magdalene einmal aus; so nahe beieinander leben sie, müssen sich immer unter den Augen sein, brauchen Eins das Andere im Jahr' herum so oft, und doch kann's immer Etwas

*) Aus dem Hoofer-Käthchen uns erinnerlich.

geben, was sie untereinander bringt. Es sollte halt Jedes einmal auf Reisen gehn, da wird man inne, was es Liebes ist, zu Hause sein bei den Seinen und unter lauter Nachbarn und Bekannten!"

Während solcher Gespräche erstieg der Rappe mit dem Wägelchen rüstigen Schrittes einen Hochzug der Straße, von dem aus man das schöne fruchtbare Angelthal vor Augen hatte, mit Dörfern, Märkten, Städtchen und einer Stadt besäet; aus buntgrünen Auen stiegen Hügel auf mit Kirchen oder Burgen auf den Häuptern und hinter diesen gegen West und Südwest überragten Waldgebirge sich und bildeten die Grenze.

„Gott, wie groß ist die Welt!" rief Mutter Magdalene aus; sie hatte so viel Land und Menschenwohnungen in ihrem Leben nie vor Augen gehabt.

Lächelnd erwiderte Vater Pahlsen: „Mein Kind, du verwunderst dich zu früh. Wenn wir über die Berge dort (er zeigte gegen Südost)

hinaus sind, wirst du wieder so viel Land und noch viel mehr erblicken und überall andere Menschen und andere Menschenwohnungen."

Nach einer Weile stillen Nachdenkens fragte Magdalene nach derselben Richtung zeigend: „Schau einmal dorthin, was ist denn das Weiße dort, es ist wie ein weißer Thurm, kann aber doch kein Thurm nicht sein, weil es gar zu schief in die Höh' verlauft."

„Das dort?" erwiderte Vater Pahlsen „Das ist die Straße, die wir fahren müssen, die führt nach Wien."

„Das ist die wiener Straße?" rief Mutter Magdalene „Und ist denn da ein Hinaufkommen menschenmöglich? Es ist ja wie eine Thurmmauer steil und glatt."

„Das erscheint nur so; sind wir einmal dort, so führt es doch zum Verwundern mälig 'nauf und man ist droben, eh' man's denkt" erwiderte der Vater.

„Sag, Alter, erreichen wir denn heute noch die hohe Bergstraß'?"

Das wäre schlimm; ehvor es Mittag wird, haben wir die Bergstraß' lange schon im Rücken."

„Gott, Gott" erschauderte das Herz der Mutter „und dann ist erst ein halber Tag verfahren und vier Tage soll das in einer geraden Linie immer vorwärts gehen! Ich denk', wir kommen nimmermehr zurück und die Welt ist gar nicht auszumessen."

„Ja ja" bemerkte Vater Pahlsen mit leisem Anklang, daß die Reise nicht so ganz sein fester Vorsatz gewesen „viel haben wir uns mit dieser Reise unterstanden, ich hab' dir Alles auch vorausgesagt, du bist darüber nicht verkommen."

„Wir werden unser Kind sehn" sagte die Mutter mit einem tiefen Seufzer, der gleich schwer an Wehmuth als an Freude wog „und unser Kind muß schon ein Leiden werth sein."

Vater Pahlsen ward stille und Mutter Magdalene versank in tiefes Sinnen.

„Diese harte, lange Straße ist der Walter das erste Mal als Studentchen zu Fuß nach Wien gewandert“ dachte sie „und jetzt soll es seiner Mutter zu beschwerlich fallen, fahrender denselben Weg zu machen? Das wär' schlimm genug, so etwas darf mich nicht verdrießen. Gut, daß ich einen solchen Weg damals nicht wie jetzt vor Augen gehabt habe, ich hätte mein liebes Kind nicht fortgelassen um keinen Preis in der Welt.“

Ihre Gedanken und Empfindungen verloren sich nun immer bunter in Reiseabenteuer, Leiden und Gefahren ihres Sohnes. Erblickte sie einen Rastenden, dann sah sie auch ihren Walter an der Straße müde niedersinken; erblickte sie auf einem Lastwagen rückwärts einen erschöpften Wanderer aufgeladen, so dachte sie: so wird auch Walter oft zu einem gutherzigen Fuhrmann seine

Zuflucht genommen haben. Wehmuth, Kummer, Freude und Sehnsucht durchzogen in dunklem Drange ihre mütterliche Seele, bis der Anblick der Kreisstadt ihre Aufmerksamkeit wieder nach außen lenkte.

Mutter Magdalene hatte niemals so viele und so schöne Häuser auf Einem Platze und in solcher Ordnung gesehen. Vater Pahlsen lenkte den Rappen absichtlich durch die Hauptgasse und über den „Ring" der Stadt — „damit du auch einmal was Neues und Verwunderliches siehst" bemerkte er lächelnd. Es verwunderte sich Mutter Magdalene um nichts weniger über die vielen Menschen, welche in den Gassen immer was durcheinander zu laufen hatten, als über die großen Häuser, die so schön in Reih' und Glied schnurgerade Linien machten. Jeden Augenblick entlockte ihr ein anderer Gegenstand eine laute Aeußerung; sie wollte hier wissen, was denn die großen Schilder an den Häusern

bedeuteten, sie meinte die Schilder vor den Kaufmannsgewölben; dort fiel es ihr auf, wie an manchen Häusern grüne Wände bis über das erste Stockwerk hinaufwuchsen, sie meinte die Weinrebe, die man hie und da so wohl emporgezogen hatte. Als sie über den hübschen viereckigen Platz hinüberfuhren, konnte sich Mutter Magdalene nicht enthalten auszurufen: „Ach wie schön, wie schön! Größer und schöner kann es doch keine Stadt mehr geben!“ Sie war noch ganz Verwunderung, als auf einmal ein donnerndes „G'wehr aus!“ von der Hauptwache her erscholl und aus der Wachstube eine Schar Kürassiere rasselnd unter Gewehr traten. Der Oberst mit einer zahlreichen Begleitung von Offizieren kam vorüber. Mutter Magdalene war noch ganz stumm vor Verwunderung über diese Erscheinung, als auf einmal über dreißig Glocken von allen Thürmen wohlklingend anschlugen; jetzt wandte sich ihre Aufmerksamkeit erst auf die

großen Kirchen und die hohen Thürme, um deren blecherne Kuppeln ganze Schwärme Dohlen und Schwalben flatterten. „Wie weit kann es ein Stadtmensch doch in der Frömmigkeit bringen“ sagte sie „wenn er nur halbwegs will. Was gibt es da für Thürme und Kirchen und wie viele heilige Messen müssen da alle Morgen gelesen werden!“

Indessen athmete Mutter Magdalene doch erst wieder leichter auf, als sie durch die Vorstadt ins grüne Freie gelangten.

„Schön, o schön ist's in einer so großen Stadt“ meinte sie „aber beschwerlich zu ertragen! Alles nur Mauer und Stein, kaum ein grüner Zweig, nur Stein und Wände und Fenster und wieder Stein.“

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Und was das immer für ein Getöse ist! Aus allen Häusern kommt ein Klopfen, ein Schreien, ein Läuten; dazu rasseln die Wagen

auf dem Pflaster, daß man sein eigenes Wort nicht versteht, wenn man auch noch so wollte. Sag', lieber Alter, wie hätte denn die Schildwach' gerufen, wenn der Oberst grad' über den Platz heraufgekommen wär'?"

„Wie?" sagte Pahlsen „Vermuthlich grad' so wie diesmal."

„Wie kann das sein?" meinte Mutter Magdalene „Jetzt ist der Oberst quer über den Platz gekommen, darum hat man auch Quer-aus gerufen."

Vater Pahlsen erklärte ihr, daß der Ruf eigentlich „Gewehr heraus" bedeute und nur eine Ehrensach' vorstelle wie das Hutabziehen vor einer hohen Person; damit gab sich denn auch Mutter Magdalene zufrieden.

Durch das nächste Dorf fahrend bedauerte sie tief, daß sie in der Stadt nicht einige wohlfeile Süßigkeiten eingekauft hatte; denn hier erblickte sie einige so liebe blondköpfige Kinder, daß

sie kein Auge von ihnen verwenden konnte und sie lächelnd mit freundlichen Worten anrief; um sie aber doch mit Etwas zu beschenken, ließ sie den Vater einen Augenblick halten und reichte den schüchtern herantretenden Kindern jedem ein Stück Reisekuchen hinunter. Die Kinder griffen erst nach einigen Aufmunterungen verlegen zu und standen noch lange mit den Präsenten in den Händen als nachblickende Gruppen da, bis ihnen die oft zurückschauende und freundlich winkende fremde Mutter aus den Augen verschwand.

„Ist der kleine Weißkopf nicht mit unserm Friedel viel ähnlich gewesen?" fragte sie außerhalb dem Dorfe voll innigen Vergnügens.

Vater Pahlsen sagte ihr zu gefallen: „Ja, liebe Lene, es ist mir selber so gewesen; die Kinder sehen aus fast eins wie das andere." Dabei dachte er: „O Mütter, Mütter, wie habt ihr überall und immer nur eure Kinder im Herzen und vor Augen!"

Jetzt war Mutter Magdalenens Herz wieder voll von erneuerter Erinnerung nach Hause, gleichgiltiger wurde sie gegen Alles, was sie nun umgab, einförmig rückten Wäldchen, Felder, Wiesen, Gärten, Höfe und Dörfer an der Straße vorüber; der Rappe schritt tapfer aus, es that ihm wohl auf der ebenen Straße und so waren bald Hügel und Tiefen und wieder neu aufsteigende Höhen zurückgelegt. Die Mutter Magdalene aber hatte bald nachher mitten in ihren lebhaften Gedanken an die Kinder der Schlaf überrascht; Vater Pahlsen schlang den linken Arm um ihre Schulter und lenkte mit der rechten Hand den Rappen schweigsam die Straße weiter.

So erreichten sie endlich den Fuß jener Bergstraße, welche heute der Mutter Magdalene als weißer Thurm erschienen war.

Pahlsen ließ den Rappen jetzt langsamer gehen und machte vor einem Wirthshause Halt.

Der Hausknecht stand eben vor der Thüre und diesem winkte er, daß er dem Rappen Wasser gebe, weil er wegen der schlafenden Mutter nicht leicht absteigen konnte. Während gewässert wurde, kam die Post mit vier Pferden und fuhr die Bergstraße so ziemlich im Eilschritt hinauf; ein Stellwagen, der bald hernach folgte, schüttete am Fuße des Berges erst alle seine Passagiere aus, um sich zu erleichtern, und diese umschwärmten nun den Wagen mit zerknitterten Kleidern lachend und lärmend. Endlich sagte auch Vater Pahlsen wieder: „In Gottes Namen!" schnalzte mit der Zunge und fügte hinzu: „Hi, Rapp!" Der Rappe zog an und nun ging es frisch die steile Bergstraße hinan. Pahlsen wäre gern abgestiegen, um dem Rappen die Last etwas leichter zu machen, aber er durfte nicht von der Seite der schlafenden Mutter weichen; andererseits war er froh, daß sie schlief, denn er wußte, daß sie dieser Ruhe dringend genug be-

durfte, indem sie einige Nächte her vor lauter Erwartung, Geschäften und Sorgen kaum ein Auge geschlossen hatte. Die Bergstraße hinauf begegnete Pahlsen einigem schweren Fuhrwerk, das mit doppelter Rädersperre langsam und im Zickzack herunter kam; es war ein bekannter Fuhrmann bei den Pferden des einen Wagens, der sogleich Halt machte und Vater Pahlsen auf das freundlichste grüßte. Sie sprachen eine Weile leise miteinander, um die schlafende Mutter nicht zu wecken, dann reichten sie sich die Hände und sagten: „Behüt' Gott und glückliche Reise!" Der Fuhrmann fügte hinzu: „Pahlsen, wenn dein liebes Weib aufwacht, so sag', daß ich ihr im Schlaf einen Besuch gemacht habe; ich hätte gefragt, ob sie mich auch so lieb habe wie ihren Mann und sie hätte Ja dazu genickt."

Lachend fuhr jeder seiner Wege.

Auf der Mitte der Bergstraße ließ Pahlsen

den Rappen wieder eine Weile verschnaufen, dann ging es ohne Beschwerde bis auf die höchste Stelle hinauf, wo die Straße eine gute Strecke auf einer Hochebene weiterläuft. Indem hier Vater Pahlsen weiterfuhr, mußte er herzlich lächeln; eine weit größere Aussicht als vor einigen Stunden auf das Angelthal eröffnete sich hier dem Auge und gegen Südost hin wurde eine ähnliche Bergstraße wie die eben zurückgelegte sichtbar. „Wie groß ist die Welt! würdest du wieder ausrufen“ dachte Pahlsen, indem er mit lächelndem Wohlgefallen auf Mutter Magdalene niedersah, deren Haupt an seinem Herzen ruhte. Er ließ den Rappen etwas schärfer anziehen und es ging in guter Weise auf der ebenen Straße weiter. Der Mutter war es jetzt wie einem Taucher, der lange unter Wasser endlich sich der Oberfläche nähert: ein dumpfes Sausen löst sich nach und nach in leises Klingen und Summen und mit einem Schwung ist

er auf einmal wieder im freien heitern Licht des Tages und sein Ohr versteht die wohlbekannten Klänge des Lebens, die ihn wieder neu umtönen. Mutter Magdalenens Sinne tauchten jetzt in gleicher Weise nach und nach aus dem Dunkel eines Traumes auf, sie fingen an, die Dinge um sich mälig deutlicher zu fassen; das Ohr eröffnete den Reigen.

Es ging eben an einem Gehöfte vorüber, der Wind bewegte knarrend und seufzend ein großes Scheunenthor; da dachte Mutter Magdalene, ohne noch die schweren Augenlider öffnen zu können: „Mein Gott, mein Gott, wie oft hab' ich schon gesagt, daß ein Stein vor das Thor gehört, Niemand will darauf hören; es ist ein helles Kreuz!" In diesem Augenblicke ging der Wagen über einen Stein und die Mutter schlug die Augen auf.

„Wo bin ich?" rief sie und rieb sich die Augen.

„Nun, hast du ausgeschlafen?“ sagte der Vater lächelnd „Wo meinst du denn, daß wir sind?“

Sie blickte um und um und sagte verlegen: „Ja ja, ich weiß es schon, wir fahren ja nach Wien. . . Da sieht man die weite Welt vor sich und dort ist die hohe Bergstraß'. . .“

„Ja ja, du wärst schön zu brauchen auf Reisen in fremde Länder, du weißt ja gleich von halben Tagreisen nichts, weil du sie verschlafst. Die Bergstraß', die du meinst, die haben wir schon lange hinter uns und das dort ist wieder eine andere.“

„Hab' ich denn so lang geschlafen?“

„Drei Stunden, mein Kind, drei ganze Stunden.“

„Wirst du denn den Rappen nicht bald einmal wässern?“

„Es ist schon geschehn, mein Kind.“

„So weiß ich gar nicht einmal davon?“

„O du hast noch viel mehr versäumt, der Landauer ist uns mit schwerem Fuhrwerk begegnet, er hat angehalten und hat uns einen Besuch gemacht; er hat dich gefragt, ob du ihn auch so lieb hättest wie mich und du hast im Schlaf ein tiefes Ja genickt.“

„Jetzt geh', hör' auf“ sagte sie verlegen lachend „fang' da auf fremder Straße einen Spaß an . . . Ist es wahr?“

„Frag' ihn selbst, wenn wir ihn wieder einmal sehen.“

„Nun, so will ich mich recht zusammennehmen und nicht sobald wieder schlafen.“

Sie blickte nun wieder mit voller Verwunderung umher und sagte: „Warum gibt es aber gar so viel Erdenland in der Welt; wenn es weniger wäre, müßten doch die Menschen näher bei einander bleiben, Eins würde das Andere kennen, es wäre doch ein froheres Leben; so aber ist recht überall in die Weite

Raum, die Menschen verlaufen sich Eins vom Andern, jetzt begegnet man lauter fremden Gesichtern und es braucht etwas, bis Eins vor dem Andern seine Wildheit ablegt."

Indem sie gleich darauf an einer Mühle vorüberfuhren, bemerkte Mutter Magdalene:

„Eine Mühle ist doch auch wieder Etwas in der Fremde, was Einem wie ein guter Freund vorkommt; das Wasser raschelt wie zu Hause, die Mühlrader pumpern und grollen eines wie das andere und kommt ein Müller zum Vorschein, der sieht gewiß auch schneeweiß aus wie der unsere zu Haus." Indem sie sich erinnerte, daß die Mühle nicht weit von ihrem Hause stehe, rief sie aus: „Wenn nur das mir die Elis nicht außer Acht lassen möchte, daß mir kein Kind an die Mühlrinne kommt, das macht mir vielen Kummer."

Vater Pahlsen tröstete sie und es entspann sich nun wieder das erste längere Gespräch über

Menschen und Dinge in der Heimat. So wurde die zweite Bergstraße erreicht, man wußte gar nicht wie.

Jetzt stieg Vater Pahlsen ab, er wollte dem Rappen wenigstens hier die Last erleichtern, aber auch die Mutter ließ sich nicht bereden, sitzen zu bleiben; ihr sei das Fahren ohnehin schon sehr peinlich, sagte sie, es werde ihr wieder besser behagen, wenn sie da hinauf zu Fuß gegangen sei. So ließ es denn Vater Pahlsen endlich gelten und gemüthlich weiter plaudernd schritten sie neben dem Wägelchen her; der Rappe schien für die merkliche Erleichterung dankbar zu sein, denn er blickte oftmal mit großen lustigen Augen zurück auf seinen lieben Meister. Als sie den Berg erstiegen hatten und etwa noch eine Meile gefahren waren, hielten sie Mittag, dann ging es gestärkt und wohlgemuth weiter; es ereignete sich nicht viel Neues auf der Weiterfahrt,

erst das Nachtquartier sollte die Reisenden um einige sehr unangenehme Erfahrungen reicher machen.

Sie mußten nämlich in einem kleinen Dorfwirthshause einkehren, wo sie die Schänkstube so voll zechender und betrunkener Menschen fanden, daß kaum mehr Platz war, wo sie sich erträglich niederlassen konnten. Dunst und Tabakrauch erfüllte die Stube von oben bis unten und das wüste Lärmen ließ kaum sein eigenes Wort verstehen. Mutter Magdalene jammerte bei diesem Anblick und das erste Mal ging ihr etwas wie stille Reue durch die Seele, daß sie doch aus der sichern, eigenen lieben Heimat fortgereist sei. Der große Zweck ihrer Reise mußte sie endlich wieder aufrichten.

„Alter" sagte sie zu ihrem Manne „wenn die Leute hier ein Zimmerchen haben, zahl's für uns; ich will mir's morgen lieber vom Munde

wegsparen, was wir mehr ausgeben, aber hier schlafen kann ich nicht."

Pahlsen fragte den Wirth, ob er ein Stübchen leer habe.

Der Wirth antwortete, er habe kein Stübchen leer, es sei ihm leid.

Als nun die Mutter aufs neue zu jammern begann, sagte Pahlsen nach einer Weile: „Sei nicht so kleinmüthig, Weibchen; warte, mir fällt da Etwas ein, das könnte uns von dem Jammer helfen."

Er ging hinaus, nahm den Hausknecht bei Seite, drückte ihm etwas in die Hand und sagte: „Kannst du mir zwei Bund schönes frisches Stroh verschaffen?"

Der Hausknecht sagte: „An frischem Stroh ist keine Noth; wohin wollt ihr es haben?"

„Ich will mir und meinem Weibchen ein Lager da heraus in den kleinen Scheunenver-

schlag machen, in der Stube drinnen ist doch kein Bleiben.".

„Was braucht ihr da viel Stroh!" meinte der Knecht „Auf dem weichen, trockenen Heu schlaft ihr viel besser; ich will euch noch dazu zwei Polster schaffen, dann mit euerm Mantel zugedeckt und ihr sollt kein Heimweh haben nach einem Federbett."

Pahlsen brachte die Botschaft der Mutter in die Schänkstube zurück und erregte große Freude damit.

„Ich seh's ein" sagte sie dann „wer sollte es in diesem höllischen Gefängniß eine lange Nacht vertragen? Da „luften" ihrer dreißig Kerle bis Mitternacht herein und wenn sie gehen, wird erst kein Fenster aufgemacht; dann kommt halbverfaultes Stroh herein und wem's recht ist, mag sich darüber niederstürzen."

„Und was wir für Schlafkameradschaft bekommen hätten!" rief Mutter Magdalene auf

einige hungrige und müde Handwerksburschen, Handelsjuden und noch einige geheimnißvolle Wanderer zeigend, die schon wankend vor Schlaf auf den Bänken herumlehnten. Pahlsen lächelte und sagte: „Was habe ich dir zu Hause gesagt?"

„Geh', mach', komm" sagte die Mutter drängend „ich will lieber nichts mehr essen heute, wenn ich nur wo in gesunde Luft kommen kann."

Pahlsen zahlte und sie eilten ihrer Schlafstelle zu, die ihnen zu großer Zufriedenheit wohlbehagte.

Andern Morgens aßen sie eine kräftige Biersuppe und fuhren wohlgelaunt ihre Straße weiter.

Der Rappe schien sich nun auch in seine weite Wanderung mit mehr Vergnügen zu finden als am ersten Tage, er ging ohne Auf-

munterung einen Schritt, der einem Postpferde Ehre gemacht hätte.

Neue Gegenden, neue Höfe, Dörfer, Märkte und Städtchen gingen auch heute an den Reisenden vorüber; sie wurden um einige gemüthliche Erlebnisse reicher und mit erneuertem Interesse kamen Gespräche über die Zurückgelassenen in der Heimat und über den Liebling in Wien an die Reihe. So ging der Vormittag vorüber und auch der Nachmittag. Zum Uebernachten wollten sie Budweis erreichen und fuhren auch wirklich gegen Abend durch das Thor daselbst. Hatte sich Mutter Magdalene kurz zuvor über das große Wasser, die Moldau, sehr verwundert, so schlug sie jetzt die Hände dreimal laut zusammen, denn das war nun eine noch größere, schönere Stadt, als sie am vorigen Tage gesehen hatte; es liefen da noch viel mehr Menschen durch die Gassen, es klopften und hämmerten hier noch mehr Schmiede und Schlosser, hier

nahm das Aus- und Einlaufen in die Kaufmannsgewölbe und das Klingeln der Meldeglocken gar kein Ende, und auch mehr leichtes und schweres Fuhrwerk rasselte über das Pflaster. Mutter Magdalenens Verwunderung stieg aber auf das Höchste, als sie auf einmal den großen viereckigen Platz vor Augen hatte, von lauter schönen, gleichförmigen Häusern und Schwibbogen eingeschlossen. Vater Pahlsen lenkte über den Platz nach einer Gasse, die ihn vor ein niedliches Einkehrwirthshaus in der Vorstadt führte, das ihm aus früheren Zeiten bekannt war. „Du, Alter" sagte Magdalene noch ganz in Begeisterung „wenn dann im Wirthshaus Alles in Ordnung ist, mußt du noch einmal den Ring mit mir betrachten; Schöneres gibt es doch nicht mehr auf dieser Welt." Pahlsen sagte zu und als im Wirthshause Alles wohlbestellt und in Ordnung war, kehrte er auch wirklich mit der Mutter am Arme

auf den Ring zurück. Es war gerade die Zeit des Zapfenstreiches, als sie wieder hier ankamen, die Trommeln wirbelten und betäubend schlug ihr Widerhall zurück von den Häusern; durcheinandereilende Menschen erfüllten den großen Platz.

„Was geschieht da?" fragte Mutter Magdalene.

„Es ist der Zapfenstreich, das Militär macht noch sein Manöver, eh' es schlafen geht" sagte Vater Pahlsen; „es ist so zu sagen das Gebetläuten für die Soldaten, es muß um die Zeit jeder in der Kaserne sein."

Nun ging der Mond auf und beleuchtete magisch den großen Platz; die Menschen verließen sich, aber unsere Reisenden gingen noch eine Weile den Ring auf und nieder und besonders Mutter Madgalene konnte nicht genug sehen und sich verwundern.

„Siehst du" sagte Pahlsen endlich „das Haus dort ist der bischöfliche Palast."

„Da ist der Bischof von Budweis drinnen, der voriges Jahr bei uns gefirmt hat?" fragte Mutter Magdalene voll heiligen Respekts.

„Ja."

„Du mein Gott, du mein Gott" fuhr Magdalene fort, ohne ein Auge von dem Gebäude zu verwenden. „Was wird er jetzt gerade machen, der Herr Bischof?"

„Wer weiß denn?" meinte Vater Pahlsen „ein so frommer Herr hat gar viele Geschäfte für das Heil und Frommen der Menschen."

„Vielleicht studirt er gerade auf eine Predigt für den Sonntag" meinte die Mutter.

„Das glaub' ich gerade nicht" bemerkte Pahlsen „ein Bischof predigt nur, wenn es schon gar ein Sonntag von den allerheiligsten im Jahre ist."

Zufrieden, so viel Schönes und Merkwürdiges in Budweis gesehen zu haben, kehrte nun Mutter Magdalene mit dem Vater Pahlsen in das Wirthshaus zurück; das Nachtquartier war diesmal ganz geeignet, diese Zufriedenheit der Reisenden zu erhalten, denn in der reinlichen Wirthsstube übernachtete Niemand als sie Beide und sie bekamen frisches Stroh zum Lager und Polster unter den Kopf. Sie hatten sich schon lange hingelagert und Pahlsen meinte, Mutter Magdalene schlafe bereits, als sie auf einmal sagte:

„Nein, nein, nein, ist dieses Budweis eine schöne, wunderschöne Stadt; ich kann mir gar nicht denken, daß Wien noch schöner sein kann, es kann nicht schöner sein...“

Vater Pahlsen lächelte und dachte: „Es ist ja Zeit, bis du es sehen wirst;“ dann schliefen Beide ein.

Noch den ganzen folgenden Tag hatte die

gute Mutter Budweis vor Augen und so oft sie durch ein Städtchen fuhren, rief sie aus:

„Seitdem ich Budweis gesehen habe, will mir ganz und gar nichts mehr gefallen; es geht doch nichts über das schöne, wunderschöne Budweis!“

Erst am vierten Tage wurde Mutter Magdalene wieder durch neue Erscheinungen überrascht; denn je mehr sie sich nun der Hauptstadt näherten, desto belebter wurden nach und nach die Straßen. Sie mußten oft weite Strecken ununterbrochen an schweren Frachtwagen vorüberfahren, die aus der Hauptstadt kamen oder nach der Hauptstadt trachteten; die Handwerksburschen gingen nicht mehr einzeln, sondern in ganzen Schwärmen; von langen Colonnen Arbeiter, die nach Beschäftigung eilten oder von Beschäftigung kamen, wurde den ganzen Tag die Straße nicht leer. Die Posten schossen immer häufiger vorüber, Landkutschen,

Stellwagen, Privatchaisen waren sich immer auf den Fersen, als lebten sie von dem Staube, den sie gegenseitig aufjagten. Pahlsens guter Rappe selber schien sich zu verwundern, wenn er jeden Augenblick zwei oder vier Flinkere seines Geschlechts vorüberbrausen hörte; er blickte dann hoch auf, that eine Weile freiwillig ein Uebriges und ging einen stolzern Schritt, aber die vier Tage hatten seiner Kraft doch ansehnlich zugesetzt, er mußte sich bald wieder in seinen bequemern Bauernschritt finden. In den Schänken gab es nun kein Bier mehr, sondern lauter Wein. Mutter Magdalene nippte Neugierde halber gerne dann und wann ein Gläschen auf eigene Rechnung aus, besonders seit ihr eine heitere österreichische Wirthin den Rath gegeben hatte, früher ein Stück Zucker hineinfallen zu lassen. Auch ließ sie sich einmal Weinsuppe vorsetzen und fand daran ein so ungewöhnliches Behagen, daß sie auf einen

Plausch in die Wirthsküche schlich, um das Recept dazu genau zu erfahren. Daß die freundliche Wirthin bei der Gelegenheit mit einigen Abänderungen erfuhr, weshalb Mutter Magdalene nach Wien auf der Reise sei, versteht sich von selbst. Damit man Wien am vierten Tage noch erreiche, wurde der Rappe öfter gewässert und gefüttert, er mußte sich auch einige Male die Peitsche gefallen lassen. Jetzt schien es immer augenscheinlicher, daß die ganze Welt auf Reisen sei; jedes Wirthshaus, wo man wässern oder füttern wollte, wurde umstampft von staubigen, heißathmenden Pferden, die Hausknechte waren ganze Viertelstunden nicht zu haben vor Tumult; Passagiere schossen aus und ein und ein und aus, wie bei einem Bienenkorbe. Fuhren zwei Wagen davon, so rasselten drei andere mit heißen Rädern und „Oh!" und „Auf!" daher. Mutter Magdalene wurde nach und nach ganz schwindlig; vor lauter

Schauen und Verwundern hatte sie Stunden lang das Auge auf der Straße und Meilen weit wurde oft zwischen ihr und Vater Pahlsen keine Silbe gesprochen. Fiel ihr Blick von einem prachtvollen vierspännigen Herrschaftswagen mit glänzenden Livréedienern plötzlich auf ihr schlichtes, armes Fuhrwerk, so gab es ihr einen Herzstich um den andern. „Wenn so viel unmenschlich Schönes in dem Wien zusammenkommt" sagte sie „wie sollen wir uns da mit unserer Armuth dann hinein wagen?" Aber ein anderer Blick auf noch größere Armuth, auf die Wanderer zu Fuße, gab ihr ihre Fassung wieder. „Mann, Mann" sagte sie endlich „es kann doch nicht anders mehr sein, das Wien muß doch noch viel größer sein als Budweis; wie könnten so viele Menschen und Thiere und Sachen noch hinein, wenn so schon so viele Menschen und Thiere und Sachen darinnen sind?"

„Nun, liebes Weibchen" sagte Vater Pahlsen „ich habe dir früher nichts einzechen wollen, weil ich gedacht hab', du wirst's ja selbst noch sehen — aber jetzt sag' ich dir: stell' dir das liebe Wien so groß vor, wie du willst, du wirst es doch noch viel größer finden."

„Hör' auf! Hör' auf!" rief Mutter Magdalene „mir ist so schon angst und bange; ich habe Herzklopfen, daß ich's bis zu den Schläfen hinauf spüre."

Da wurde es mälig Abend, in schöner bläulicher Dämmerung lag die Nordseite des freundlichen Kahlenberges dort, unten rauschte die majestätische Donau, Klosterneuburg und Greifenstein schauten malerisch in ihr Gewässer nieder. Das Gebirge zwingt die Straße, in einem weiten Bogen links Stockerau und Korneuburg zu berühren. In diesen beiden Städten war das Reisegetöse auf einen noch viel höhern Grad gestiegen; es war, als hörte man

das lebengewaltige Wien schon herüberbrausen und pulsiren; hier wurden auch die ersten wiener Fiaker sichtbar, welche während des Tages Gesellschaften von Wien herübergebracht hatten und nun wieder an die Heimkehr dachten. Vater Pahlsen beschloß, lieber in einem Dorfe wo zu wässern, hier war nicht leicht dazu zu kommen; aber selbst vor dem nächsten Dorfwirthshause ging es toll genug zu. Wäre damals wie jetzt die Eisenbahn schon im Gange gewesen, wie würde da erst Mutter Magdalenens Herz erschüttert worden sein, aber sie sah und erbebte schon auch so genug. Sie trank zu guter Letzt noch ein Gläschen Wein und meinte sich heiterer zu stimmen, allein für diesmal wirkte selbst der Wein nicht mehr erfreuend. Die Dämmerung, das Getöse, die ewigen Wolken Staub — und vor Allem ihre wehmuthsschweren Gedanken ließen ihr Herz nicht wieder fröhlich schlagen. Sie näherten

sich dem „Spitz“ und mußten durch wahre Waldungen von Donauauen. Bis hieher streiften bereits die wiener Spaziergänger. Die weißen Sommerkleider blinkten trotz der Dämmerung lebhaft zwischen den Bäumen durch, hie und da leuchteten schon freundliche Lichter durch die Zweige und Gesänge aller Gattungen: aus Possen, aus Opern, von Schubert, von Raimund, von Moser, durchdrangen nach allen Richtungen die Auen. Mutter Magdalene meinte nicht anders als in einem Feenpark zu sein. Plötzlich schrie sie auf: „Jesus Christus! Jesus! Gott!“ und schlug die Hände zusammen und wollte helfend von dem Wagen springen; Vater Pahlsen hielt sie zurück. „Du mußt nicht über Alles gleich so erschrecken“ sagte er „du mußt gefaßt sein auf viel Anderes, was dir noch viel absonderlicher vorkommen wird.“ Sie waren an einer gewaltigen Schmiede vorübergefahren, wo in hohen sausenden Flammen-

büscheln das Feuer aus dem Kamine in die dunkle Nachtluft emporschoß, und Mutter Magdalene hatte nicht anders gemeint, als das ganze Haus stehe in hellem Brande. „Gott, du Gerechter!“ dachte sie erschüttert „wenn mich jetzt schon Alles so ergreift, wie werde ich das Andere ertragen, das erst kommen wird? Wie arm und erschrocken werde ich meinem Sohn erscheinen — und ich habe doch gemeint...“ Sie wagte den Gedanken nicht auszudenken, obwol er eigentlich ihre erste und letzte Empfindung und der einzige Beweggrund der ganzen Reise gewesen war. Sie meinte nämlich durch ihre Erscheinung vor ihrem Kinde in Wien dessen Herz in Gegenwart der andern Mutter wieder ganz zu gewinnen, hoffte alle ihre Rechte und Ansprüche an ihr Kind wieder zurückzuempfangen, die, wie sie so sehr befürchtete, schon zum großen Theile an ihre mütterliche Nebenbuhlerin verloren gegangen waren. Sie wollte dieser zweiten Mutter vor Augen treten, sie sehen,

prüfen, mit ihr um ihr liebes Kind wie die allein rechtmäßige Besitzerin verhandeln — und nun verlor sie Schritt für Schritt von ihrem anfänglichen begeisterten Muth, kam sich schon bei den ersten Anzeichen einer großen Stadt, wo sie eine so bedeutende Rolle spielen wollte, so arm, so erschrocken, so winzig, verlassen und besiegt vor; wie sollte sie, mitten im Tumulte einer so großen Stadt, vor einer reichen Stadtdame, die über die Wunder ihrer Umgebungen mit Gleichgiltigkeit hinaus ist, deren feine Sprache sie vielleicht nicht einmal verstehen, viel weniger reden mochte, siegreich bestehen? Es war nicht möglich. Jetzt war sie nahe so weit, ihre zartesten Gefühle und den herrlichsten mütterlichen Vorsatz auf das erschütterndste vor sich selber bereuen zu müssen. Indessen, was auch in ihr vorging, den Vater Pahlsen wollte sie durchaus nicht beunruhigen durch ihren Kleinmuth und durch ihre geheimsten Schmerzen.

Die Dunkelheit brach immer düsterer herein, obwol das nahe Rauschen der Donau und das ferne Getöse der Stadt mit jedem Schritte zuzunehmen schien. So erreichten sie die Taborbrücke und Mutter Magdalene sah sich zum ersten Male über über ein so breites Wasser wie die Donau führen.

An der Linie hieß es „Halt!"

Vater Pahlsen mußte den Paß vorzeigen.

Auf die Frage des Polizeimannes, wie lange sie sich in Wien aufhalten würden, erwiderte die Mutter:

„Je Gott, wir werden nicht länger bleiben können als zwei Tage, es ist uns jetzt schon angst und bange, die Stadt ist so groß, man könnte Aug' und Ohr einbüßen, wir wollen nur unser liebes Kind sehen und dann wird sich das Andere schon zeigen . . ."

Pahlsen bekam einen Zettel, den er andern Tages abgeben sollte, um seinen Paß zurückzuerhalten.

Nun ging es weiter nach der Taborstraße und immer tiefer in das Getöse der Menschen und in die feenhaften Flammenreihen der Gassenbeleuchtung hinein. Mutter Magdalene faltete andächtig die Hände und ließ mit weinenden Augen alle die Wunder auf ihre erschütterte Seele wirken. Wo war jetzt das schöne Budweis? Wo der schöne bischöfliche Palast? Ohne Zapfenstreich flogen hier mehr Menschen kreuz und quer durcheinander und an ihnen vorüber, als dort der Donner so vieler Trommeln zusammenwirbeln mochte; und wie viel schöner waren die Menschen hier gekleidet, wie schwebend glitten sie über das schöne glatte Pflaster hin! Auf der Ferdinandsbrücke überfiel unsere Mutter das bitterste Gefühl der Armuth; denn hier waren sie auf einmal das einzige kleine staubige Fuhrwerk mit einem müden Pferde unter lauter prachtvollen Herrschaftswagen voll glänzender Räder und Wände und beladen mit

Livréen aller Farben. Die Mutter warf noch einen flüchtigen Blick rechts und links auf den funkelnd beleuchteten Donauarm und nach der von Lichtern glühenden Jägerzeile; ein erdrükkendes Gefühl bemächtigte sich ihrer und wuchs von Sekunde zu Sekunde, als man den Haarmarkt hinauffuhr und weiter durch die Bischofgasse über den Stephansplatz und durch die Kärnthnerstraße. In einem Meere schönen Lichts tummelten sich Menschen und Wagen in schwellenden lebensgefährlichen Massen wie in lauter Jubel durcheinander, die himmelhohen Häuser schienen auf bunt durchleuchteten Kristallen zu stehen, denn schimmernde Gewölbe reihten sich an schimmernde Gewölbe. „Das links, das ist die Stephanskirche" sagte Vater Pahlsen, selbst beinahe sprachlos durch den Anblick dessen, was er vor vielen Jahren schon einmal gesehen hatte. Die Mutter hatte keine Antwort mehr. Sie war stumm und ließ nur

durch die Augen alle Wunder ohne Widerstand in ihre Seele dringen. Benennen, begreifen konnte sie nichts; sie fühlte sich selbst nicht mehr, sie ging auf in Schauen und Erschütterung. Endlich fuhren sie wieder zu einem Thore hinaus und rollten zwischen zwei Reihen großflammiger Lichter über das Glacis; jeden Augenblick eröffnete sich rechts und links eine neue Lichtperspective die Glacisalleen entlang und von den Basteien blickten ihnen feenhaft die hohen Lichtgebäude nach. Endlich erreichten sie das erneuerte Getöse eines bedeutenden Straßenlebens, denn sie waren in der Hauptstraße der Wiedener Vorstadt, bis Vater Pahlsen in einen bescheidenen Gasthof einlenkte, dessen Wirth ihm wohlbekannt war. Wol voraussehend, was kommen dürfte, ließ er Mutter Magdalene sogleich ein Zimmerchen anweisen und sie hineinführen. Er selbst sorgte für die Unterkunft des Rappen.

Als er in das Zimmerchen hinaufkam, fand er die Mutter Magdalene trostlos schluchzen und weinen.

„Nein, nein, nein, nein!" rief sie in Verzweiflung „ich darf meinem Kind nicht vor Augen kommen, er wird mich nicht sehen wollen — was hab' ich gethan und bin nach Wien gekommen?!"

Vater Pahlsen suchte die Jammernde auf jede mögliche Weise tröstend aufzurichten und es gelang ihm auch zum Theile, als er bebemerkte, daß er gar nichts dawider hätte, wenn Mutter Magdalene andern Tages unverrichteter Sache wieder heimfahren wollte, denn es sei ja kein Geschäft, das sein müsse, sie würden ihren Sohn wo anders auch noch einmal sehen als in Wien gerade, die Mutter möge also erst darüber schlafen; wie man nächsten Morgen denken werde, wolle man erwarten. Die große Herzensbedrängniß der Mut-

ter lös'te sich nach und nach in ein ruhigeres Dahinträumen auf, bis sie von Weh und Ueberspannung endlich abgemattet einem süßen Schlummer in die Arme sank.

Jetzt entfernte sich Vater Pahlsen leise, sagte der Frau Wirthin, daß sie etwas Gutes für sein Weibchen bereit halten möchte, falls es erwachen sollte, sah noch einmal zu seinem Rappen, der staubig und von so langer Reise elend in einem Winkel stand, gab den Auftrag, sein liebes Thier aufs beste zu verpflegen, bis er wiederkomme, und entfernte sich dann in bekümmerten Gedanken. Der Rappe hatte einen Augenblick freudig aufgeblickt, als er seinen Meister hinter sich reden hörte, doch ließ er den Kopf dumpf träumend gleich wieder sinken; er schauderte. Es war eine weite beschwerliche Reise gewesen, die er zurückgelegt hatte, und Wunderbares, höchst Wunderbares hatte er gesehen.

Wohin war Vater Pahlsen indeß gekommen? Er war über das Glacis nach der Kärnthnerstraße zurückgegangen und hatte sich hier im Gedränge verloren; erst nach einer guten Weile kam er in einem Seitengäßchen wieder zum Vorschein und trat auf einen kleinen Platz hinaus, wo er vor einem großen Hause Halt machte. Im zweiten Stockwerke war eine lange Reihe Fenster hell beleuchtet, eine große Flügelthüre zu dem Balcon voll Blumen stand offen, sonst aber war es stille oben, weder Musik noch Gesellschaftslärm ertönte.

Vater Pahlsen trat an das Hausthor und besah sich das Numero des Hauses, es war richtig; dann trat er wieder zurück bis auf einige Entfernung vom Hause, zog den Hut verlegen und fuhr sich einige Male schwermüthig über die Stirn. Es war nun an ihm, den Muth zu verlieren. Hier stand er nun vor dem Hause, in welchem Walter und seine wie-

ner Mutter wohnten; er sollte nun melden, daß er mit der rechten Mutter da sei, aber mit einem bangen Fieber antwortete sein Körper, als sein Herz verlangte, er solle kühn dem Haus zuschreiten und seine Pflicht erfüllen. — — So stand er lange da; rechts und links trieben sich rastlose Menschen an ihm vorüber, er stand wie ein unbeweglicher Fels unter beweglichen Wogen.

Es war gerade in einem Augenblicke, als weniger Menschen vorübereilten und Vater Pahlsen so ziemlich allein unten stand, immer erschütterter im ganzen Wesen und schon beinahe entschlossen, ohne sich zu melden bis auf Weiteres in sein Quartier zurückzukehren: als auf den Balcon im zweiten Stocke zwei Gestalten, ein Herr und eine Dame heraustraten, denen bald auch noch die Gestalt eines Knaben folgte.

„Wenn mir der Vater doch nur angezeigt

hätte, wo er Pferd und Wägelchen einstellen werde" sagte der junge Herr auf dem Balcon „so könnte ich sie doch suchen und an Ort und Stelle erwarten. Ich weiß, dem lieben Alten wird es eine Pein sein, mich erst aufzusuchen."

Es war Walter, der so sprach.

„Für heute hoffe ich gar nicht mehr, daß sie sich noch zeigen werden; es wird nach und nach zu spät" sagte die Dame „O wenn ich an die Seligkeiten denke, die wir deiner Mutter bereiten — lieber, lieber Walter, ich kann den Augenblick gar nicht erwarten."

Es war die wiener Mutter, die so sprach.

Walter faßte zärtlich ihre Hand und Beide blickten sehr glücklich zu den Sternen auf, die am heitern Abendhimmel als unermeßlich viele Freudenflammen glimmten.

Da rief der Knabe: „Lieber Herr Walter,

da unten steht ein Mann und der hat aber gerade eine Tracht an, wie sie bei den Leuten in Ihrer Heimat üblich ist!"

Es war das Studentlein, welches also rief.

Walter blickte nach der bezeichneten Stelle, sprang nach dem Salon zurück, kam mit einem Perspective wieder und als er durch dasselbe einen sichern Blick gethan, rief er: „Mein Vater, mein Vater, es ist mein Vater!"

Dann vor Freude lautlos eilte er durch die Zimmer nach der Treppe und auf den Platz hinunter.

Vater Pahlsen war an einen Laternenpfahl getreten und hatte ein Blatt herausgenommen; er überlas noch einmal die Adresse seines Sohnes. Sie war richtig angegeben, er hatte sie richtig aufgefunden. Sollte er heute noch hinauf zu seinem Sohne oder nicht?

Er bemerkte nicht, daß ihn ein junger Mann umging und im Fluge sein Gesicht zu sehen trachtete. Erst als er „Vater! Vater! Vater!" rufen hörte, sah er auf und stürzte mit dem Schreckens-Jubelrufe: „Jesus, Gott, mein Sohn, mein Sohn!" in Walters offene Arme.

Das Studentlein lief indessen vor Glückseligkeit wie närrisch durch die Zimmer und rief nur immer: „Der Vater Walter ist da! Die Frau Mutter Walterin ist gekommen! O Mutter, wie glücklich bin ich — maxime beatus!"

Stille, bewegt, in seliger Freude lächelnd stand Mutter Philippine mitten in dem großen hellbeleuchteten Eintrittszimmer da und erwartete den Ankömmling mit ihrem Walter.

Endlich ging die Thüre auf, Beide traten ein mit Freudenthränen in den Augen.

Philippine ging mit Rührung und mit

wonnevollem Lächeln auf den verlegenen Vater zu, gab ihm die Hand und sagte mit tiefgewinnender Sanftmuth: „Seid willkommen, lieber Vater Pahlsen, wir sind sehr erfreut, euch hier zu sehen."

Vater Pahlsen fuhr sich unabläſſig über Stirn und Augen und konnte vor Erschütterung nicht reden. Der Eine Gedanke, als er einmal aufgeblickt hatte, ging ihm unabläſſig durch die Seele: „Gott, wie jung und schön ist diese wiener Mutter! Gott, wie hell und prächtig ist's in diesen Zimmern!" Das erste Lächeln gewann ihm das Studentlein ab, das sich wie freudentoll an seine Hand hing und ohne Unterbrechung schrie: „Vater Pahlsen, wo ist die Frau Mutter Walterin! Vater Pahlsen, ist die Frau Mutter Walterin auch hier? Was macht das Hoofer-Johanneslein? Wie sieht's in euerm Garten aus? Was machen die Impen und die Nägelein?"

Erst nach einer guten Weile wurde der liebe Schreier durch Walter, der statt seines Vaters lächelnd Antwort gab, so weit zufriedengestellt, daß man sich in Ruhe setzen und Weiteres besprechen konnte.

„Denk' dir, Philippine" sagte Walter nun lebhaft gerührt und lächelnd „denk' dir, bald wäre es geschehen, daß uns Vater und Mutter morgen wieder heimgefahren wären, ohne uns gesehen zu haben!"

Er erzählte nun, was mit ihm der Vater in Kürze von der Verzweiflung der Mutter und von seiner eigenen Muthlosigkeit, sich anzumelden, gesprochen hatte. Als sich Vater Pahlsen indessen etwas erholt hatte, wurde das Studentchen in sein Studirzimmerchen geschickt und es kamen so geheimnißvolle liebe Dinge zur Sprache, daß wir sie durchaus jetzt noch nicht mittheilen dürfen. So viel verrathen wir nur,

daß Vater Pahlsen nach einer Stunde am Arme Walters das Haus verließ, von unerwarteten Freuden ganz berauscht und umgewandelt.

11.

Die seligste Stunde.

Nächsten Morgens klopfte Jemand leise an die Thüre des Zimmerchens, in welchem Mutter Magdalene noch schlief; es rief zwar Niemand „herein!“ aber die Thüre ging dennoch auf und die Wirthin trat mit einem ausgezeichneten Frühstücke ein.

Nachdem sie Kaffee und allerlei Backwerk auf das runde Tischchen gestellt hatte, schlich sie zu Mutter Magdalenens Bette hin und sagte:

„Mutter! Liebe Mutter Pahlsin! Tag ist's, seid ihr noch so müde von der Reise?“

Mutter Magdalene sah sehr verwundert um sich, sie wußte nicht gleich, wo sie sei, es brannten sie die vom langen Weinen angegriffenen Augen.

„Mein Gott, mein Gott“ sagte sie „was werdet ihr von mir denken, liebe Frau Wirthin, ihr seid auf und ich liege noch im Bette! Wo ist denn mein Mann?“

„Euer Mann“ sagte die Wirthin „ist schon vor einer Stunde fort, er will ein Haus aufsuchen, wo euer Herr Sohn wohnt, und dann will er gleich wieder zurückkommen; bis er wieder kommt, hat er für euch ein gutes Frühstück angeschafft, dort hab' ich es schon mitgebracht, ich hoff', es wird euch schmecken.“

Mutter Magdalene erblickte die aufgehäuften feinen Bäckereien und die glänzenden Kaffeegeschirre und schlug die Hände zusammen:

„O Jesus! Frau Wirthin, wo denkt ihr hin? Wie sollen wir denn eine solche Kost be-

zahlen können, das geht ja über alle unsere Kräfte!"

Die Wirthin lächelte und sagte: „Laßt euch vor dem Zahlen nicht gar bange sein, es wird leichter richtig werden, als ihr denkt."

„Nein, nein! Mein Mann hat das gewiß nicht gar so vornehm anschaffen wollen; wo hätte denn der Alte hingedacht? Nehmt nur das Silber und die theuern Sachen wieder fort."

„Ich darf nicht" betheuerte die Wirthin „es ist so angeschafft. Jetzt will ich nur noch einen Augenblick fortspringen, dann komm' ich wieder und leiste euch Gesellschaft, liebe Mutter."

Sie ging und Mutter Magdalene saß noch eine gute Weile nachdenkend da, ein wunderbarer Trost ging, ohne daß sie wußte warum, durch ihre Seele. Sie verrichtete dann ihr Morgengebet, dachte an die Kleinen zu Hause

und an ihren Sohn in Wien, dem sie nun so nahe war und den sie heute noch, gehe es wie es wolle, sehen wollte.

„Ich bin die Mutter" dachte sie seufzend und schwere Thränen schossen wieder in ihre Augen „ich darf zu meinem Sohn kommen und wenn er der Kaiser selber wäre!"

Sie stand auf und kleidete sich eilig an.

Als die Wirthin zurückkam, fand sie Mutter Magdalenen bei dem Frühstücke sitzen, ohne aber einen Bissen zu berühren.

Der herzliche Streit der Beiden begann von neuem, bis die Wirthin ausrief: „Nun gut, liebe Mutter, weil ihr durchaus allein nicht dran wollt, so nehm' ich die Hälfte der Kosten auf mich und helfe euch essen."

Auch jetzt widerstrebte die besorgte Mutter noch eine Weile, gab sich aber endlich drein und ließ sich das vornehme Frühstück auf das beste schmecken. So oft sie einen guten Bissen

in den Mund nahm, rief sie aus: „Jesu, Jesu, rothgoldiger Jesu! warum hab' ich von meinen Kleinen keines bei mir, daß es davon kosten könnte!" Manches Stück Backwerk legte sie bei Seite für ihren zurückerwarteten Mann.

Dieser kam auch bald darauf zurück mit so viel Ernst und Rührung in seinem ganzen Wesen, daß es Mutter Magdalenen zu jeder andern Zeit nicht entgangen wäre; jetzt hatte sie sich vor Allem über Hals und Kopf wegen des Frühstückes zu entschuldigen, bis Vater Pahlsen selbst bestätigte, daß es auf seine Anordnung vorbereitet sei.

Nun erst sah sie ihn mit gespannter Erwartung an und wunderbare Schauer liefen ihr durch alle Glieder.

„Hast du das Haus gefunden, wo unser Walter wohnt?" fragte sie.

„Ich weiß es und habe es mir gut ge-

merkt" erwiderte Vater Pahlsen mit ernstem Lächeln „Es ist jetzt neun Uhr; in einer halben Stunde gehen wir in die Paulskirche nicht weit von hier und wenn wir gebetet haben, machen wir uns zu unserm Kind in Gottes Namen auf den Weg."

Von diesem Augenblicke an aß die Mutter keinen Bissen mehr; sie hielt sich ein Tuch vor die Augen und schluchzte bitterlich hinein.

Mit vieler Mühe gelang es Vater Pahlsen und der Wirthin, sie so weit aufzurichten, daß sie nach einer halben Stunde den Weg nach der Kirche antreten konnte.

Die Kirche war von vielen Neugierigen umstellt und im Innern der Kirche drängten sich noch mehr Menschen gegen den Hauptaltar hin, wo man ein Brautpaar hoffte einsegnen zu sehen.

Vater Pahlsen hatte nichts dawider, daß

sich Mutter Magdalene weit zurück von dem Gedränge niederkniete; als er aber um den Hauptaltar viel Bewegung sah und daraus entnahm, daß das Brautpaar eben müsse angekommen sein, sagte er leise zur Mutter:

„Komm', liebe Magdalene, seh' dir auch an, wie in Wien die Leute eingesegnet werden."

Sie stand nach einer Weile auf und folgte vorwärts; kaum aber waren sie bis in die Mitte der Kirche vorgeschritten, so kam ein Diener in schöner Livrée auf sie zu und sagte freundlich, daß sie ihm folgen möchten. Die Mutter sah verwundert und erschrocken zu ihrem Manne auf, der lächelnd und mit Thränen in den Augen nickte, daß sie nur ohne Weiteres folgen möchte. Der Diener drückte rechts und links die Zuschauer höflich aus einander, man gelangte bis an den Hochaltar,

wo der Priester eben seine Stola über die zusammengelegten Hände des Brautpaares legte und demselben die bekannte Frage ewiger Treue vorlegte. Ein freudiges „Ja" sprach der Bräutigam und Mutter Magdalene sah froherschrokken auf, denn ihr war es, als sollte sie die Stimme kennen. Darauf wurde das wehmüthig-feste „Ja" der Braut gesprochen. Vater Pahlsen zog sein Schnupftuch aus der Tasche und wischte sich ein und das andere Mal die Augen.

Ein unbeschreiblicher Ahnungsschauer lief jetzt Mutter Magdalenen durch die Seele; gleich darauf sah sie das Gesicht des Bräutigams.

In diesem Augenblicke drehte sich das ganze Gewölbe der Kirche rund herum, ihr wollten alle Sinne vergehen — der Bräutigam war ihr Sohn und kam jetzt mit ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Mutter, Mutter" sagte er tief gerührt „werdet ihr jetzt mit mir und meiner zweiten Mutter zufrieden sein? Meine Braut hier ist es, die sich so mütterlich einst meiner angenommen hat."

Jetzt trat auch die Braut herzu, küßte Mutter Magdalenen freudig auf die Stirn und sagte eben so gerührt:

„Mutter meines Walters, euch gleicht kein mütterliches Herz auf Erden mehr; bin ich im Stande, mich einstens gegen meine Kinder nur halb so liebevoll zu zeigen, wie ihr für euern Sohn, so will ich mich noch immer würdig preisen unter den Müttern dieser Erde. Verzeiht uns nur, daß wir euch so lange unser Geheimniß haben verschweigen müssen. Von heute an seid ihr wieder allein die liebe Mutter eures Sohnes, ich bin von heute an nur das treue Weibchen eures Walters."

Lange stand die gute Mutter versteinert

da vor unaussprechlicher Seligkeit, dann stürzte sie dem Sohne mit einem Freudenschrei an den Hals, daß es selbst die fremdesten Herzen bis zu Thränen rührte....

Endlich brach man auf; vor der Kirche standen viele Kutschen bereit, Vater und Mutter Pahlsen mußten sich zu dem Brautpaare in eine sehr schöne Equipage setzen, einige Gäste stiegen in die übrigen Wagen ein.

So war es gekommen, daß die kummervolle, arme Mutter von gestern nun unerwartet heute durch das glänzende Wien in einer glänzenden Equipage fuhr, um einen seligen, hochseligen Tag zu verleben.

Die tausend und tausend Eindrücke dieses Tages auf Mutter Magdalenens Herz sind nicht zu schildern.

Nur Einen kleinen Auftritt wollen wir zum Schlusse noch erwähnen: Mutter Magdalene nahm nämlich in einem unvermerkten Au-

genblicke ihren Sohn beiseite und sagte ihm verlegen in das Ohr:

„Du, lieber Walter — denkst du noch, was du uns daheim gesagt hast?..“ Walter fragte: „Was meint ihr, Mutter?“

Mutter Magdalene zögerte einen Augenblick, dann sagte sie noch verlegener:

„Denkst du noch daran und willst das Buch von jener Mutter schreiben?“

„Von welcher Mutter? Ach, die eifersüchtig wurde auf ihr Söhnlein in der Stadt? O freilich, freilich, freilich, Mutter, das schreib' ich ohne Gnade und Barmherzigkeit, ja, es ist sogar schon fertig, Mutter!“

Unter Thränen auflachend und ihren Sohn umarmend rief sie aus:

„Geh', geh', thu' das nicht und schreib' so etwas! Gelt, da hast du mich vor Augen?“

Gerührt drückte sie Walter an das Herz und sagte: „Ja, Mutter, und das Buch das muß ich schreiben, von einer solchen Mutter muß die ganze Welt erfahren!“

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rank, Josef,

Eine Mutter vom Lande

Lpzg 1848

P.o.germ. 1123 atd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116701-0